

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Ruanda

vom 27. Dezember 2010 bis 07. Februar 2011

## **Mit Laptops in eine bessere Zukunft**

Von Christian Bernstein

Ruanda, vom 27. Dezember 2010 bis 07. Februar 2011



# Inhalt

1.	Über den Autor	112
2.	Warum Ruanda?	112
3.	Erste Eindrücke	113
4.	OLPC: Die Zukunft Ruandas?	117
5.	Bevölkerung und Infrastruktur	117
6.	Der Verkehr in Kigali	119
7.	Die Vision der Regierung	121
8.	Der Präsident Ruandas	122
9.	Ein Wallfahrtsort mitten in Afrika	123
10.	Der Völkermord: Das Tor zur Hölle	125
10.1	Auge in Auge mit dem Tod	127
11.	Das OLPC-Projekt	128
11.1	Die OLPC-Stiftung	129
11.2	OLPC Ruanda	129
11.3	Das Ministerium	130
11.4.	Technische Voraussetzungen des OLPC-Projektes	132
11.4.1	Die eingesetzten Computer	132
11.4.2	Stromversorgung	133
11.4.3	Technische OLPC-Infrastruktur	134

11.5	Die Schulen	136
12.	Konkrete Projekte	137
12.1	Ein böhmisches und potemkinsches Dorf: die staatliche „Laborschule“	137
12.2	Die reiche Privatschule	140
12.3	Die Durchschnittsschule auf dem Land	141
13.	Traumhafte Landschaften und Berggorillas	143
13.1	Entwicklungshilfe-Projekte am Lake Kivu	143
13.2	Gorillas im Sonnenschein	146
14.	Danksagungen	150

## 1. Über den Autor

Christian Bernstein studierte von 1998 bis 2005 Journalistik und Amerikanistik in Leipzig und Barcelona. Parallel dazu absolvierte er ein im Studium integriertes Volontariat beim WDR in Köln und arbeitete im Anschluss daran ab Anfang 2004 als Freier Mitarbeiter für die Nachrichtensendung WDR aktuell, später auch für das WDR Politikmagazin Westpol. Ab November 2009 war er zunächst als Redakteur im Studio Essen tätig, im April 2010 wechselte er in gleicher Funktion zu WDR aktuell in Düsseldorf. Mit dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung war Christian Bernstein im Januar und Februar 2011 für sechs Wochen in Ruanda. Seit seiner Rückkehr arbeitet er als Freier Journalist für verschiedene WDR-Redaktionen, hauptsächlich für die Internet-Redaktion des Senders.

## 2. Warum Ruanda?

Man kann sicherlich nicht behaupten, dass Ruanda das Ziel meiner Träume war, welches ich schon immer einmal besuchen wollte. Meine Reise nach Afrika war vielmehr das Ergebnis einer nüchternen journalistischen Recherche. Ich kam sozusagen über mein Thema zum Land, die Neugierde trieb mich dorthin. Schon seit längerem interessiere ich mich für das Entwicklungshilfeprojekt „One Laptop Per Child“, kurz OLPC. Die amerikanische Stiftung verteilt in vielen Entwicklungsländern Computer an Kinder. Damit sollen sich ihnen Bildungschancen eröffnen, die sie ohne die Rechner nie bekämen.

Die OLPC-Stiftung ist mit ihrem Projekt sehr erfolgreich in Latein- und Südamerika. Millionen Kinder lernen dort bereits mit den kleinen Computern. Meine weitere Recherche ergab, dass OLPC in letzter Zeit verstärkt in Afrika aktiv wird. In Ruanda, einem der kleinsten Länder Afrikas, existiert das mit Abstand größte Projekt von OLPC auf dem afrikanischen Kontinent. Computer für Kinder in einem Land, in dem Millionen Menschen kein fließendes Wasser haben, von Strom einmal gar nicht zu reden? Wie soll das bitte gehen? Ich hatte große Zweifel. Und deshalb wollte ich es mir ansehen!

Ruanda also sollte es sein. Bei dem Rechercheergebnis musste ich ja schon kurz schlucken. Völkermord, Rebellenarmeen, Gewalt, Kriminalität. Das alles schoss mir durch den Kopf. Mein zweiter Gedanke war: So ist es eben. Die guten Geschichten sind da, wo es weh tut. Um es gleich vorweg zu nehmen: Es hat nicht weh getan, die Geschichte war aber trotzdem sehr gut!

Ich, der Afrika-Neuling, war auf das Schlimmste gefasst. Ich hatte sogar Wasserentkeimungstabletten dabei. Und ich war gegen Tollwut geimpft –

zur großen Belustigung von Ute Maria Kilian, der guten Seele der Heinz-Kühn-Stiftung, die Ruanda schon mehrfach bereist hat.

Vor Ort habe ich dann genau das Gegenteil von dem angetroffen, was ich erwartet hatte. Ruanda ist eindeutig ein armes Land. Aber es ist auch ein vergleichsweise sicheres. Ruanda mausert sich in Afrika gerade zum Musterland. Es gibt fast keine Korruption und die Lage ist seit Jahren politisch stabil – obgleich es sich bei dem Land nicht um eine „lupenreine“ Demokratie handelt, wie ein deutscher Altkanzler es nennen würde.

Rückblickend waren meine Sorgen unberechtigt: Während meiner sechs Wochen kam ich nicht ein einziges Mal in eine auch nur annähernd brenzlige Situation. Im Gegensatz zu vielen anderen afrikanischen Ländern kann man sich in Ruanda zu wirklich jeder Tages- und Nachtzeit gefahrlos bewegen. Wie sicher Ruanda ist, wurde mir erst klar, als ich während meiner Reise eine junge Südafrikanerin traf. Sie war hellauf begeistert von Ruanda. Hier, so schwärmte sie, könne auch sie als Frau gefahrlos abends ausgehen und allein nach Hause laufen – ganz im Gegensatz zu ihrer Heimat Südafrika.

Das schlechte Bild des Landes ist maßgeblich durch den Bürgerkrieg und den schrecklichen Völkermord von 1994 geprägt. Ja, den gab es – aber der ist 17 Jahre her! Sicherlich hat das Morden von damals tiefe Wunden hinterlassen. Fast eine Million Tote in wenigen Wochen, das geht an keinem Land der Erde spurlos vorbei. Der Völkermord ist immer noch präsent, Ruanda ist übersät mit Gedenkstätten und Massengräbern. Doch die Leute versuchen, mit dem Horror so gut es geht zu leben. Dazu später mehr.

Was allerdings auffällt: Die Ruander versuchen nach Jahren der Lähmung jetzt, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Sie wollen eine Zukunft ohne Entwicklungshilfe und in Wohlstand. Bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Aber der Grundstein ist bereits gelegt. Das war die eigentliche Überraschung bei meiner Reise nach Ruanda. Ein kleines Rädchen im großen System ist dabei „One Laptop Per Child“. Deswegen bin ich nach Ruanda gefahren.

### 3. Erste Eindrücke

Ich bin in Ruanda! Das Wort Kulturschock trifft es wohl am besten. Es ist eine Sache, Dinge im Fernsehen zu sehen, und eine ganz andere, diese Dinge zum Anfassen vor sich zu haben.

Beim Anflug auf Kigali habe ich mir ein Bild von Ruanda aus der Luft machen können. Endlose grüne Hügel und Berge, die meisten gerodet und mit Feldern übersät; dazwischen Hütten, in denen die Menschen leben, die

hier Ackerbau betreiben. Das Land ist überbevölkert und der Boden kann die 11 Millionen Einwohner nicht ernähren.

Die Einreise verlief problemlos. Die Zöllner interessierten sich weder für mein Gepäck noch für meinen Impfpass. Dabei hatte mich ausgerechnet das Impfen einen Haufen Geld und Nerven gekostet, da wünscht man sich doch schon fast eine entsprechende Würdigung durch die Grenzbeamten! Vielleicht lag die laxe Kontrolle auch daran, dass wir mit der Nationalmannschaft von Mali in einem Flugzeug ankamen. Das Fernsehen war da und hat Bilder und Interviews gemacht. In 10 Tagen beginnt hier irgendein Turnier des afrikanischen Fußballverbandes. Ruanda ist Gastgeber. Die Spieler aus Mali sahen echt fertig aus. Sie müssen auf solchen Reisen in Ermangelung von Direktflügen drei bis vier Mal umsteigen und fliegen teilweise über Brüssel und andere europäische Destinationen zu ihren Afrika-Spielen!

Am Flughafen hat mich Domy abgeholt. Domy arbeitet als Journalist und für ein Jugendprojekt in Kigali und war bis November mit einem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung in Deutschland. Er hat viel mit Entwicklungshilfe und Entwicklungshelfern zu tun. In seinem Haus wohnen zum Beispiel zwei deutsche Abiturienten, die über das Austauschprogramm „weltwärts“ hier ein Jahr Entwicklungshilfe leisten. Domy hat sich sehr über mein 750-Gramm-Glas Nutella gefreut. Denn das ist hier teuer wie Gold und natürlich Mangelware.

Die Fahrt vom Flughafen zum Hotel verlief einmal quer durch die Stadt. Man fährt ständig bergauf und bergab, von einem Hügel zum nächsten. An den afrikanischen Verkehr musste ich mich noch gewöhnen. Unser Fahrer nahm Todesopfer billigend in Kauf, aber irgendwie ging alles gut. In Ruanda gilt Rechtsverkehr wie in Deutschland, doch unser „Taxi“ war ein uralter Rechtslenker. Willkommen in Afrika! Hauptsache es funktioniert!

Es wird viel gebaut in Kigali. Offenbar gibt es einen Masterplan für das Jahr 2020, der die Stadt voranbringen soll. Viele Straßenbaustellen, viel Staub, viel rote Erde. Die Arbeiter auf den Straßenbaustellen arbeiten wie die Ameisen – ohne Maschinen, nur mit einer Schaufel. Der helle Wahnsinn. Aber wie immer in Ruanda: Hauptsache es funktioniert.

Mein Hotel liegt – wie alles in Kigali – auf einem Hügel mit einem schönen Blick über die Stadt. Das Zimmer ist für afrikanische Verhältnisse soweit in Ordnung – europäische Maßstäbe darf man allerdings nicht ansetzen. Meine Dusche tröpfelt traurig vor sich hin, aber wenigstens gibt es zum einen fließendes und zum anderen warmes Wasser. Und das ist absolut keine Selbstverständlichkeit hier.

Domy, der ganz in der Nähe wohnt, hatte mir ein bisschen Zeit gelassen, für eine Ruhepause. Denn die Nacht hatte ich im Flugzeug praktisch nicht geschlafen. Als ich abends um halb sieben wie verabredet in der Lobby er-

schien, war es draußen stockdunkel. Die Sonne scheint am Äquator pünktlich von sechs bis sechs. Meine erste Fahrt in die Stadt – Gott sei dank zusammen mit Domy – wurde so zum unvergesslichen Erlebnis.

Strom ist in Ruanda absolute Mangelware. Und weil Straßenlaternen Strom brauchen, gibt es praktisch keine. Es ist also nicht dunkel wie in Deutschland, sondern es ist richtig dunkel auf den Straßen. Auf dem kurzen Fußweg zum Bus kamen uns ein paar Menschengrüppchen entgegen. Im Dunkeln beschleicht da den weißen Europäer, der auch gut als solcher zu erkennen ist, ein wirklich ungutes Gefühl. Aber Domy war die Ruhe in Person. Der Stadtteil sei sehr sicher, weil hier viele reiche Regierungsbeamte wohnten, hat er gesagt. Das muss man dann als deutscher Tourist auch erst einmal verstehen: Nicht überall, wo es dunkel ist, ist es auch gefährlich. Hoffentlich.

Ich war wirklich froh, dass ich bei meiner ersten Fahrt im Minibus Domy dabei hatte. Eine Bushaltestelle ist in Ruanda durch nichts zu erkennen. Man kennt sie eben. Es gibt keine Schilder – übrigens auch keine, die Hinweise auf Stadtteile, andere Ortschaften, Landstraßen oder ähnliches geben, wie man das aus Deutschland kennt. Es gibt schlicht überhaupt keine Straßenschilder, oder zumindest so gut wie keine. So hält also wie zufällig ein Minibus an einer Kreuzung, an dem von außen für den Ortsunkundigen nicht zu erkennen ist, woher er kommt oder gar wohin er fährt. In den steigt man ein. Und hofft, dass das beim nächsten Mal genauso klappt, wenn man es dann einmal alleine probiert.

Durch die dunkle Stadt brachte uns der vollgestopfte Bus tatsächlich in die Innenstadt. Zwei Sachen fallen auf: Nach Sonnenuntergang strömen die Menschenmassen auf die Straßen. Und viele schwerbewaffnete Soldaten prägen das Stadtbild. Die Soldaten stehen vor jeder Bank, jedem Supermarkt, an jeder Kreuzung, jedem öffentlichen Gebäude. Domy hat mir seelenruhig erklärt, dass das wegen der Handgranatenanschläge (!?) sei, die seit den Präsidentenwahlen im August ab und zu vorkommen. Da schmeißt die Opposition dann einfach mal eine Handgranate in die Menschenmassen vor einer Minibus-Station, weil ihr der Wahlausgang nicht gepasst hat. Die letzte sei aber schon vor vier Wochen geflogen, hat Domy versucht mich zu beruhigen, „but not many people died“. Aha. Seitdem sei es ruhig. Na dann...

Die Innenstadt war fast genauso dunkel wie die Vororte. Ich hatte richtig Angst, Domy im Gewühl zu verlieren. Das passiert relativ leicht, denn als Europäer bin ich es absolut nicht gewöhnt, im Dunkeln Menschen zu unterscheiden, die allesamt im Gesicht schwarz sind. Das klingt vielleicht albern, ist aber tatsächlich ein Problem: Ohne Licht bei Nacht sehen aus einem Meter Entfernung für mich alle Ruander gleich aus. Ich frage mich, wie die Leute sich gegenseitig erkennen, denn Domy traf zufällig mehrere Leute,

die er kannte. Ich dagegen konnte schon Domy, der immer einen halben Meter von mir entfernt war, kaum erkennen.

In einem Supermarkt waren wir dann Hackfleisch kaufen, weil Domy kochen wollte. Während wir so an der Theke standen, fiel der Strom aus. Zack. Stockfinster. Ich habe sofort zu Domy gesagt, dass er keinesfalls weggehen soll. Nach etwa 20 Sekunden sprang das Notstromaggregat an und der Betrieb ging weiter. Puh. Auf meine Frage, wie es denn ohne Strom weitergegangen wäre, hat Domy nur gesagt: „mit Kerzen“. Willkommen in Afrika! Hauptsache es funktioniert.

Dann haben wir noch eine Handy-Karte für mein Telefon gekauft. Die gibt es hier an jeder Ecke zum Spottpreis. SMS kosten 1 Eurocent, Gespräche sind ähnlich „teuer“. Aber das Beste ist: Das bettelarme Ruanda verfügt über eines der besten Handy-Netze in Afrika mit Hochgeschwindigkeits-Datenverbindungen, wie es sie teilweise nicht einmal in Deutschland gibt! Mein Handy ist jetzt mit meinem Laptop gekoppelt und damit verfüge ich über einen sehr soliden Internetanschluss, mit dem man im Netz surfen und sogar skypen kann.

Wie das alles geht, das haben mir die beiden Deutschen in Domys WG erklärt. Der Abendteuer-Faktor des Rückwegs zu der WG war nach der Mini-Bus-Erfahrung sogar steigerungsfähig und hieß „Taxi-Moto“, Motorradtaxi. Das ist mit etwa 80 Eurocent viel teurer als der Bus (der kostet 15 Eurocent), ist aber auch viel schneller. In Kigali ist es die schnellste und eine sehr gebräuchliche Fortbewegungsmethode. Im Verkehrschaos des Abends ist es auch das einzige Fortkommen. Überall in Kigali stehen Motorradfahrer mit zwei grünen Helmen. Einen davon bekommt man, und dann geht's los.

Domys Haus liegt auf besagtem Hügel in der Nähe meines Hotels und ist nur über eine unbefestigte Straße zu erreichen. Bei Regen ist die Straße – wie alle unbefestigten Straßen in Kigali an den Hängen – auch Abwasserkanal. Und genau so sieht die Straße aus. Da würde sich mit dem Auto kein Europäer hoch trauen. Das Haus selbst liegt am Hang mit schönem Blick über die Stadt. In der WG ohne warmes aber mit fließendem Wasser wohnen außer Domy und seinem 17-jährigen „Adoptivsohn“ noch zwei Deutsche, die gerade Abitur gemacht haben und mit „weltwärts“ unterwegs sind. Ein dritter Volunteer ist gerade zu „Besuch“. Er wohnt ganz im Osten von Ruanda, ohne Strom und Wasser. Seit August ist er (ebenfalls frisch mit Abi) Lehrer für Mathe und Englisch dort. Die ganze Truppe ist sehr lustig und hat mir viel erzählt über das Land und die Gebräuche. Ich bin wirklich froh, dass ich hier Domy habe und noch am selben Tag Anschluss gefunden habe. So habe ich schon zwei wichtige Dinge gelernt: Man gibt in Ruanda praktisch jedem, dem man begegnet die Hand, und man trinkt und isst nicht in der Öffentlichkeit. Wenn man solche Kleinigkeiten weiß, wird das Leben einfacher.

#### 4. OLPC: Die Zukunft Ruandas?

Es ist ein Montagmorgen, an dem ich die Zukunft Ruandas zum ersten Mal live und in Farbe sehe. Es ist der 3. Januar 2011 und ich betrete gerade die Büros der OLPC-Stiftung in Kigali, da fällt mein Blick rechts durch eine offene Tür. Und da stehen sie in einem Büro, fein säuberlich auf einem Tisch gestapelt: Kleine, grün-weiße Rechner mit lustigen Antennen am Bildschirm, die aussehen wie kleine Hörnchen. 200 Dollar kostet so ein Computerchen, das mehr sein soll als einfach nur ein Rechner. Glaubt man den Leuten von OLPC, dann sind diese Laptops die Zukunft Ruandas.

Das ist das erklärte Ziel der Nicht-Regierungsorganisation OLPC: Kindern in Entwicklungsländern zwischen sechs und zwölf Jahren einen Computer zur Verfügung zu stellen. Bildung für alle, gerade für die Jungen, damit sie eine Chance bekommen im Leben.

Die einfache Idee ist eine Herkulesaufgabe. Die digitale Kluft zwischen der Ersten und der Dritten Welt ist tief, sehr tief. Wer einmal versucht hat, in einem zentralafrikanischen Internetcafé eine Internetseite zu laden, der weiß wovon die Rede ist. Bis die Seite geladen ist, kann man sich getrost einen Kaffee holen gehen. Die IT-Infrastruktur in Afrika liegt jenseits von Gut und Böse. Und wo es keine Computer gibt, da gibt es auch keine Menschen, die damit umgehen können. Wo also ansetzen als Stiftung? Bei der Bildung? Bei der Infrastruktur?

Sieht man sich die Gegebenheiten vor Ort an, dann fragt man sich unwillkürlich: Wer kommt auf die Schnapsidee, in einem bettelarmen Land wie Ruanda Laptops an Kinder zu verteilen?

In einem Land, in dem 90 bis 95 Prozent der Menschen kein fließendes Wasser zu Hause haben, von Elektrizität ganz zu schweigen. Nur etwa drei Prozent der Ruander haben Strom im Haus.

Die OLPC-Stiftung versucht es trotzdem. Die Mitarbeiter glauben nicht nur daran, sondern sie wissen, dass es funktioniert. In Südamerika haben sie es in vielen Ländern geschafft. Dort haben in einigen Staaten bis zu 95 Prozent der Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren einen Laptop von OLPC. Warum soll das System also nicht auch in Afrika funktionieren, haben sich die Macher gefragt.

#### 5. Bevölkerung und Infrastruktur

In Ruanda leben etwa 11 Millionen Menschen, die meisten davon in Armut. Das Land ist überbevölkert. Die Bevölkerungszahl ist in den vergangenen Jahren stark angestiegen. Vor dem Völkermord 1994, in dem etwa

800.000 bis 1 Million Menschen starben, waren es nur sieben Millionen Einwohner. Die Regierung versucht mittlerweile mit Programmen, das Bevölkerungswachstum zu stoppen. Mit mehr als 300 Einwohnern pro Quadratmeter ist das kleine Ruanda das am dichtesten besiedelte Land Afrikas.

Die meisten Ruander leben als Selbstversorger-Bauern, doch der Boden kann die vielen Menschen nicht mehr ernähren. Praktisch jeder nutzbare Quadratmeter des Landes ist Ackerland, der Regenwald weitgehend abgeholzt. Nur noch in drei Nationalparks findet sich die ursprüngliche Natur des Landes.

Die Verbindungsstraßen zwischen den großen Städten des Landes sind überraschend gut, sogar besser als so manche deutsche Landstraße. Abseits dieser Hauptverkehrsstraßen gibt es fast ausschließlich Pisten oder Fußwege. Nur ein Bruchteil der Ruander hat ein Auto. Die meisten Menschen wandern Kilometer um Kilometer entlang der Straßen, zum Markt, in die Kirche, zur Schule, zur Wasserstelle. Das ist etwas, was dem fremden Besucher sofort auffällt: Die endlosen Reihen wandernder Menschen an den Straßen. Nur wer es sich leisten kann, reist mit den Minibussen, die alle wichtigen Ziele des Landes miteinander verbinden.

Die zivile Infrastruktur in Ruanda wird maßgeblich von ausländischen Hilfsorganisationen aufgebaut und getragen. Fährt man durch die Straßen der Hauptstadt Kigali, dann sieht man das „Who is who“ der internationalen Entwicklungsorganisationen: World Vision, US Aid, UNICEF, UNHCR, World Food Program, World Relief, GIZ, OLPC und viele andere haben hier ihre Büros. Sie alle haben Hilfsprojekte in Ruanda, in praktisch allen Regionen des Landes.

Mir scheint es manchmal so, als versuche die Weltgemeinschaft durch die viele Hilfe ihr schlechtes Gewissen hinsichtlich des Völkermords zu verarbeiten. Umgebracht haben sich die Ruander vor 17 Jahren alleine, diese Schuld kann ihnen keiner nehmen. Dass die Welt dabei allerdings tatenlos zuschaute ohne einzugreifen, obwohl die Fakten bekannt waren (und über jeden Fernsehschirm weltweit flimmerten), dass verpflichtet die internationale Gemeinschaft bis heute.

Ein guter Gradmesser für die viele Hilfe ist die sogenannte ODA-Quote. ODA steht für Official Development Assistance und gibt den Anteil der Entwicklungshilfe am Brutto-Nationaleinkommen eines Landes an. In Ruanda liegt die ODA-Quote seit Jahren deutlich über 50 Prozent, d.h. die Hälfte allen Geldes kommt als Hilfe aus dem Ausland. Das ist und war dringend nötig, um das Land zu stabilisieren, denn nach dem Völkermord hätten die Dinge in Ruanda auch ganz anders laufen können. „Wir hätten auch ein zweites Somalia werden können“, sagte mir ein Vertreter des ruandischen Bildungsministeriums einmal in einem Gespräch. Mit dieser Historie ist es

ein kleines Wunder, dass Ruanda nach 1994 nicht im Chaos versank. Mehr noch: Heute ist das kleine Land auf dem Sprung, ein Vorzeigeland in Afrika zu werden, zumindest was die wirtschaftliche Entwicklung und die Sicherheit angeht.

## 6. Der Verkehr in Kigali

In Kigali gibt es im Wesentlichen vier Arten, sich fortzubewegen: Mit dem eigenen Auto, per Taxi, per Motorrad-Taxi und per Mini-Bus. Gehen wir es der Reihe nach durch: Ein eigenes Auto macht in Kigali keinen Sinn, es sei denn, man steht gerne im Stau. Taxis, wie wir sie aus Deutschland kennen, gibt es eigentlich nur am Flughafen. Bleiben also Motorrad-Taxi und Mini-Bus.

In einen Mini-Bus passen offiziell 18 Menschen rein (plus Fahrer und Kassierer!). Das ist dann ein bisschen wie bei „Wetten dass...?“ in den 80ern, als sich einmal 20 Leute in einen VW-Käfer gequetscht haben. Ich saß auch schon in einem Mini-Bus mit mehr Personen. Busfahren in Kigali ist ganz sicher nichts für Klaustrophobiker oder (körper-)kontaktscheue Menschen. Die maximale Anzahl der Sitzplätze wird in der Praxis eigentlich nur durch die Physiologie der Passagiere begrenzt. Heißt im Klartext: Erst wenn es weh tut, ist der Bus voll. Das macht Mini-Bus fahren anstrengend. Und nach Murphys Gesetz muss natürlich immer ausgerechnet derjenige aussteigen, der ganz hinten, ganz weit weg von der Tür sitzt. Im Mini-Bus umweht einen stets der herbe Charme Afrikas. Es riecht nach Schweiß und Dingen, von denen man gar nicht genau wissen möchte, was es sein könnte. In meinem Fall kommt verschärfend hinzu: Mir, dem einzigen Mzungu (=weißen Mann) im Bus, will jeder neue Passagier die Hand schütteln. Ich blende dann stets einfach kurz aus, dass es in vielen Haushalten kein Toilettenpapier und kein fließendes Wasser gibt und erfreue mich der geradezu anhänglichen Klebrigkeit meiner Mitfahrer. Kurzum: Busfahren kann man mal machen, es nervt aber auf Dauer.

Bleibt dem Mzungu also das Motorrad-Taxi. Erste Übung: Preisverhandlung. Jeder Fahrer hat einen zweiten Helm. Den schnappt man sich, sagt, wohin man möchte, und fragt, wie viel es kostet. Bei neun von zehn Fahrern kostet es für Mzungus das Doppelte. Man lächelt also, halbiert den Preis, und sagt: „Its a good deal for a Mzungu!“ So versteht der Fahrer, dass man die Preise kennt. Die meisten willigen dann ein. Manche allerdings sind etwas sturer und beharren auf einem hohen Preis. Denen gibt man dann erst einmal den Helm zurück (den man die ganze Zeit schön festgehalten hat) und wendet sich zum Gehen. Spätestens dann merkt der Fahrer, dass er auch

mit dem halben Preis bei einem Mzungu immer noch ein gutes Geschäft macht. Und dann fährt er den Mzungu doch für umgerechnet 1,25 Euro quer durch Kigali... Nach der zehnten Preisverhandlung ist das auch gar nicht mehr nervig oder anstrengend. Es gehört einfach dazu wie das Freizeichen beim Telefonieren. Bei Regen (und der ist hier ziemlich heftig) verdoppeln sich übrigens die Preise. Das ist dann Erschwerniszulage und völlig OK, denn die Jungs sind hier echt hart im Nehmen.

Ist der Preis geregelt, darf man seinen Helm aufsetzen. Ich hatte in den drei Wochen hier bisher wirklich noch keinen einzigen, der eine deutsche Polizeikontrolle auch nur halbwegs überstanden hätte. Der Helm ist eigentlich ein Placebo-Helm. Er hat grundsätzlich ein Visier gegen den Fahrtwind. Das Visier hat aber offenbar stets schon mehrere Unfälle überstanden (oder eben auch nicht), ist völlig zerkratzt und die Scheibe ist praktisch immer gerissen und danach mit Zwirn (!) zusammengeflickt oder mit Metallklammern (!! ) getackert worden. Der Panoramablick ist also einigermäßen getrübt. Die meisten Helme haben auch eine Plastikschnalle für den Kinnriemen. Dass so eine an dem Helm dran ist, bedeutet aber noch nicht, dass sie auch funktioniert. Auf den Mangel aufmerksam gemacht, bedeutete mir ein Fahrer, ich solle die beiden Riemen doch einfach unten zusammenbinden. Hält dann genau bis zum ersten Aufschlag, ist aber besser als ein Helm ohne Kinnriemen. Die gibt es natürlich auch. Ganz schlau sind die Fahrer, die einen „One-Size-Fits-All-Kinnriemen“ haben. Der passt dann immer – garantiert niemandem.

Auf die hygienischen Aspekte des Helms will ich nicht weiter eingehen, nur soviel: Der Helm ist stets bereits seit Jahren in Betrieb, afrikanische Frauen benutzen viel Haargel, Männer schwitzen und waschen sich eher unregelmäßig. Und dass ich noch keine Kopfläuse habe, ist ein kleines Wunder. Aber ich bin einfach zu deutsch, um den Helm ganz wegzulassen, wie viele es hier tun!

Kommen wir zum Fahrstil. Der schwankt zwischen Selbstmörder und Fahranfänger. Die meisten fahren sehr passiv, heißt: unsicher. Als in Deutschland trainierter Motorrollerfahrer sehe ich die kritische Situation meistens etwa zwei bis drei Sekunden vor meinem Fahrer. Fußgänger, aufklappende Autotüren, LKW beim Spurwechsel: Irgendetwas übersieht der Fahrer immer und es ist eigentlich ein kleines Wunder, dass ich noch lebe. Die Fahrer fahren ihre 125er-Maschinen auch immer extrem untertourig. Und ist der Motor an einer Steigung kurz vor dem Absterben, dann kann man – stets zu meiner großen Überraschung – sogar noch einen Gang raufschieben! Schönen Gruß von der Kupplung.

Die Jungs tanken immer für 1.000 Franc, also 75 Eurocent. Dafür bekommt man ziemlich genau einen Liter Benzin. Das liegt daran, dass ih-

nen die Motorräder nicht gehören und sie sie jeden Abend wieder abgeben müssen. Weil sie das Benzin selbst bezahlen müssen, wäre es also sinnlos, abends ein Motorrad mit einem vollen Tank abzugeben. Bei längeren Strecken ist also ein Tankstopp im Fahrpreis praktisch inklusive. Und wenn der Motor stottert, dann hat sich der Fahrer eben verkalkuliert. Dann wird abgestiegen, das Motorrad ein bisschen nach links und nach rechts geschüttelt, und dann reicht es schon bis zur nächsten Tanke.

Ich hatte auch schon bei heftigem Regen ein Motorrad, dessen Vorderbremse beim Betätigen stets das Rad blockierte. Gar nicht gut bei trockener Straße, geradezu halsbrecherisch bei nasser. Noch nie bin ich die vielen steilen Steigungen (in Kigali, das praktisch nur aus Bergen besteht) so langsam heruntergefahren wie mit diesem todesmutigen Fahrer!

Das andere Extrem sind die sportlichen Fahrer: Mit Tempo 70 durch den Berufsverkehr. Kurven schneiden, überholen an Steigungen bei Gegenverkehr (gerne auch große, breite Laster) oder überholen in der dritten Reihe (das geht tatsächlich!). Mit einer Hand am Lenkrad, die andere fischt gerade das klingelnde Handy aus der Tasche. Ist das Mobiltelefon dann endlich am Helm festgeklemmt, wird erst einmal lautstark telefonierend gegen den Fahrtwind angebrüllt – in Gedanken sicher nicht auf der Straße im dichten Verkehr sondern eher bei der Freundin, die anruft, um ihre tägliche Einkaufs-Wunschliste durchzugeben.

## 7. Die Vision der Regierung

Geht es nach dem Willen der ruandischen Regierung, dann soll das Land der neue wirtschaftliche Knotenpunkt Ostafrikas werden. Großes Vorbild ist Singapur, der Stadtstaat in Asien, der sich die Spitzenposition als Bankenmetropole und zentraler Umschlagplatz für Güter aller Art erarbeitet hat.

Nun ist der Unterschied zwischen Singapur und Ruanda so groß, dass er mit Worten allein nicht zu beschreiben ist. Trotzdem tut die Regierung alles, um ihre Vision zu verwirklichen.

Und sie hat erste Erfolge: Korruption existiert im Alltag praktisch nicht. In vielen Ländern sind Polizeikontrollen bei Ausländern ja eine willkommene „Zuverdienst-Möglichkeit“ für die Beamten. Hilft es in anderen Ländern, bei einer Kontrolle vorsorglich schon einmal einen Zehn-Dollar-Schein im Pass zu „deponieren“, sollte man so etwas in Ruanda tunlichst unterlassen. Solche Bestechungsversuche können mächtigen Ärger einbringen.

Auffällig auch für Neuankömmlinge: Die Hauptstadt Kigali gleicht einer großen Baustelle. Am Flughafen entsteht gerade ein neues Konferenzzentrum für mehrere tausend Besucher. Die Straße zum Flughafen wurde wäh-

rend meiner Zeit im Land gerade ausgebaut – und zwar 24 Stunden am Tag, auch sonntags! Die Innenstadt erlebte in den letzten Jahren einen regelrechten Bauboom. Unter dem Stichwort „Kigali Vision 2020“ kann man sich auf Youtube ansehen, wie im Jahr 2020 die Hauptstadt aussehen soll. Bei diesem Werbefilm war sicherlich der Wunsch der Vater des Gedankens, doch die Regierung tut derzeit alles, um die Infrastruktur der Hauptstadt auf den Stand einer modernen Industriegesellschaft zu heben.

Kommunikationsinfrastruktur spielt dabei eine zentrale Rolle: Es gibt nur wenige Städte auf diesem Planeten, in denen es ein flächendeckendes WLAN-Netzwerk in der Innenstadt gibt. Ruanda hat eines – und natürlich Singapur, das große Vorbild. Auch außerhalb der Hauptstadt glänzt Ruanda mit Infrastruktur, die in Afrika nicht gerade üblich ist: Praktisch überall im Land hat man über solide mobile Datenverbindungen per Handy Zugriff auf das Internet. Die schnelle Übertragung per 3G ist Standard – ein Zustand, von dem beispielsweise die bayrische Landbevölkerung nur träumen kann.

## **8. Der Präsident Ruandas**

Zentraler Kopf hinter dieser Idee, aus Ruanda einen Vorzeigestaat und Wirtschaftsknotenpunkt zu machen, ist der ruandische Präsident Paul Kagame. Der ehemalige General einer Rebellenarmee eroberte – manche sagen befreite – nach dem Völkermord die Hauptstadt und stieg in der Folge zum Staatsoberhaupt auf.

Kagame ist der zentrale Mann in Ruanda. Er führt das Land wie ein Unternehmensberater. Mit seinen Ministern und vielen regionalen Verwaltungsbeamten schloss er Zielvereinbarungen – und wenn die nicht erfüllt werden, dann wird der Staatsdiener eben ausgewechselt. Dass die politischen Ämter damit mitunter zu Schleudersitzen werden, hat sich herumgesprochen: Es ist mittlerweile schwierig geworden, für einige Ämter geeignete Freiwillige zu finden.

Man kann über Kagame denken, was man will: Er ist knallhart, aber er hat Charisma. Und er ist kein Diktator, der das Land auspresst. Er ist ehrgeizig und er will sein Land voranbringen. In diesem Punkt ist Kagame ein Glücksfall für Ruanda, auch wenn eine lupenreine Demokratie nach westlicher Prägung sicher anders aussieht. Und natürlich ist auch der Präsident – wie überall in Afrika – über sein Amt zu großem Wohlstand gekommen.

Die politische Landschaft in Ruanda ist hinter den Kulissen – höflich formuliert – ziemlich rau. Auch im Vorfeld der letzten Präsidentschaftswahlen kam es zu politischen Morden, denen Gegner Kagames zum Opfer fielen.

Und im Nachgang der Wahlen kam es mehrfach zu Handgranatenanschlägen auf belebte Bushaltestellen, die viele Todesopfer forderten. Für Außenstehende ist die politische Landschaft unübersichtlich. Ehemalige Rebellengruppen, deren politische Nachfolger und ihre Splittergruppen kämpfen hinter den Kulissen um die Macht, teilweise auch aus dem Exil im Ausland. Auch die Opposition ist nicht durch und durch vom Gedanken der Demokratie durchdrungen: Einige Oppositionsmitglieder werden als Kriegsverbrecher international gesucht, weil sie in den Völkermord verwickelt waren.

Insgesamt scheint es, dass den Ruandern Sicherheit und aufkommender Wohlstand derzeit (noch) wichtiger sind als Demokratie. Das ist auch die erkennbare Linie des Präsidenten, die ganz offenbar Früchte trägt: das Land ist seit Jahren stabil, Aufbruch und Fortschritt sind an jeder Ecke spürbar.

Und so steht die Mehrheit der Bevölkerung auf Kagames Seite, sicherlich auch durch den Einsatz massiver Propaganda. Denn auch das gehört zu Ruanda: Die Presse genießt nicht gerade alle Freiheiten, die man aus Demokratien westlicher Prägung kennt. Das alles ficht Kagame nicht an. Er zieht seinen Stil durch. Und manchmal wirkt es auch für den außenstehenden Beobachter so, als wolle Kagame nicht zum Selbstzweck der Machterhaltung an der Macht bleiben, sondern weil er hier das „Projekt“ seines Lebens gefunden hat, das er zu Ende bringen will.

In diesem Punkt unterscheidet sich Ruanda vielleicht von vielen anderen afrikanischen Staaten. Seit Kagame Präsident ist, versucht sich Ruanda aus dem Netz der Entwicklungshilfe zu befreien, in dem es sich das Land – wie viele andere afrikanische Staaten auch – bequem gemacht hatte. Man will nicht länger von Almosen abhängig sein, man will selbst investieren und Investoren anlocken. Ruanda soll Drehscheibe und Anlaufpunkt für ausländische Konzerne werden. Das bedeutet nicht, dass man ausländische Entwicklungshilfe nicht dankend annimmt. Doch darüber hinaus kämpft die Regierung Kagame um Nachhaltigkeit.

## **9. Ein Wallfahrtsort mitten in Afrika**

In Ruanda sind die meisten Menschen zu Fuß unterwegs. Die wenigsten besitzen Fahrräder. Und diejenigen, die eines besitzen, benutzen es in der Regel, um mit dem Transport von Lasten Geld zu verdienen. Ich bin schon hinter Fahrrad-„Transportern“ hergefahren, auf denen hinten locker 150 Kilo Kartoffeln aufgetürmt waren. Mit dieser Last stürzen sich hier die Pedaleros die Hügel hinunter. Man sitzt dann staunend im Auto und starrt abwechselnd auf den schwer beladenen Radfahrer vor einem und den Tacho im Auto, der ungefähr 80 (!) km/h anzeigt.

Doch zurück zu den Fußgängern: Die Menschen hier wandern – oft kilometerweit – die Straßen entlang: Zum Markt, zum Arzt, zur Schule oder einfach nur zum Wasser holen. Dabei transportieren sie alles auf dem Kopf: Von der Stange Zigaretten (!) bis hin zu riesigen Bündeln Brennholz. Fährt man die Straßen entlang, dann ist es, als beobachte man eine Armee von Ameisen. Nur sonntags haben die Leute keine Lasten auf dem Kopf. Dann ziehen sie ihre schönsten Kleider an und wandern kilometerweit in die nächste Kirche. Ein buntes Spektakel.

Der Plan war es, mit dem Auto nur zur nächsten größeren Kirche zu fahren, die etwa 15 Kilometer entfernt lag. Auf dem Weg dorthin lockte allerdings ein Feldweg. Ein Schild kündigte an, dass in dieser Richtung ebenfalls eine Kirche liegen sollte, die auch auf der Karte eingezeichnet war. Nach einer Stunde Fahrt über eine halbwegs gute Rumpelpiste tauchten tatsächlich zwei benachbarte Hügel auf, auf denen jeweils eine Kirche stand. Vor der einen Kirche standen zwei Männer. Der eine war der Kleidung nach offensichtlich Pfarrer oder Mönch, der andere trug eine Aktentasche. Im Gespräch mit den beiden ergab sich, dass es in dem Ort die erste Marienerscheinung in Afrika gegeben hatte! Volltreffer. Die beiden Herren – der Aktentaschenmann war Mitarbeiter der ruandischen Bischofskonferenz – waren sichtlich erschüttert, dass ich um die Bedeutung dieses Ortes nichts wusste. Ich war also im afrikanischen Lourdes gelandet, ohne es zu wissen! Der Ort im afrikanischen Nirgendwo heißt übrigens Kibeho.

Der Mitarbeiter der ruandischen Bischofskonferenz überreichte stolz ein Heftchen, in dem die ganze Geschichte des Ortes erzählt wird. Demnach gab es zwischen 1981 und 1989 hier mehrere Erscheinungen der Jungfrau Maria. Zunächst sah nur eine junge Frau die Erscheinung und deshalb glaubte ihr niemand, aber als später immer mehr Menschen aus dem Dorf die Jungfrau Maria sahen, bestätigte die katholische Kirche die Erscheinungen. Die Erscheinungen wurden immer häufiger und einige sahen nicht nur die Jungfrau Maria sondern auch Jesus. Das wurde wohl selbst der katholischen Kirche dann zu unheimlich und bevor schließlich auch noch die Dreifaltigkeit höchstselbst erscheinen konnte, erklärte die katholische Kirche die Erscheinungen für beendet. Keine Erscheinungen mehr nach 1989. Die Jungfrau Maria hatte schließlich noch andere Termine und konnte nicht den ganzen lieben langen Tag in einem afrikanischen Dorf erscheinen. Irgendwann hat dann der Papst die Sache anerkannt, und seitdem ist die Kirche ein Wallfahrtsort für Katholiken aus der ganzen Welt.

Für die Gottesdienste hat man eigens eine große schicke Wallfahrtskirche auf den Nachbarhügel gebaut, mit einem Veranstaltungsgelände drum herum und Platz für viele tausend Menschen – die dann alle über die Holperstraße in den winzigen Ort anreisen.

Die ältere der beiden Kirchen im Ort und das benachbarte Schulgebäude waren während des Völkermordes übrigens – wie viele Kirchen und Schulen im Land – Schauplatz eines fürchterlichen Massakers. Neben der einen Kirche des Ortes sind in einem Gebäude hunderte Totenschädel aufgereiht. Es sind die Opfer des Völkermordes von 1994, deren Knochen hier zur Mahnung liegen. Der Genozid ist – unter der Oberfläche des öffentlichen Lebens – allgegenwärtig im Land.

## 10. Der Völkermord: Das Tor zur Hölle

Um das heutige Ruanda zu begreifen, muss man wissen, wie es zum Völkermord in Ruanda kam. Das schreckliche Ereignis prägt bis heute die Menschen und hat tiefe Spuren bei allen Überlebenden – Tätern wie Opfern – hinterlassen, die bis heute vielfach ihr Leben prägen. Und der Völkermord ist DAS Ereignis, das die Welt stets sofort mit Ruanda in Verbindung bringt.

Wo soll man anfangen, die Geschichte zu erzählen? Am Besten auf dem dramatischen Höhepunkt der schrecklichen Ereignisse: Im Frühsommer 1994 tat sich in Ruanda das Tor zur Hölle auf. Die Menschen wurden zu Barbaren und haben sich gegenseitig – es gibt kein anderes Wort dafür – abgeschlachtet. In nur drei Monaten starben in einem Blutbad zwischen 800.000 und einer Million Menschen. Wie es zu so einem Exzess kommen konnte, ist für den Außenstehenden nur schwer nachzuvollziehen. Zu begreifen ist es eigentlich gar nicht.

Die Geschichte beginnt vor ein paar hundert Jahren, als ein Stamm aus dem Norden nach Ruanda einwandert. Die Tutsi sind Viehzüchter. Sie kommen in das Gebiet der Hutu, die Bauern sind. Die beiden Volksstämme vermischen sich, entwickeln eine gemeinsame Sprache und kommen jahrhundertlang gut miteinander aus. Anfangs sind die Tutsi – weil Viehzüchter – im Allgemeinen etwas wohlhabender und viele Hutu als Bauern arbeiten für sie. Es bildet sich eine klassische archaische Gesellschaftsform mit einer herrschenden und einer dienenden Schicht, wie es sie in der Geschichte hunderte Male gegeben hat.

Problematisch wird es erst, als viel später die Kolonialmächte in Afrika Politik machen. Ruanda wird 1884 zuerst deutsche, nach dem ersten Weltkrieg belgische Kolonie. Beide Kolonialmächte versuchen über Verwalter, eine hierarchische Ordnung zu installieren, um ihre Macht zu sichern. Und dazu bestimmen sie natürlich – weil es am einfachsten ist – die Oberschicht zu den Verwaltern.

Die werden nun wieder Tutsi genannt, sind als Volksstamm aber als solche längst nicht mehr zu erkennen – weil vor Jahrhunderten eingewandert.

Längst sind sie genetisch weitgehend in dem Hutu-Volksstamm aufgegangen. Um trotzdem zwischen Ober- und Unterschicht unterscheiden zu können, bestimmen die Belgier per Definition, wer Hutu und wer Tutsi ist. Jeder, der mehr als zehn Rinder hat, ist Tutsi, der Rest gehört zu den Hutus. Eigentlich eine Einteilung nach wirtschaftlicher Stärke also und nicht nach Volksstämmen. Fatalerweise schreiben die Belgier die neue Stammeszugehörigkeit 1932 in die Pässe der Ruander. Jetzt kann man Unterschicht und Oberschicht am Pass erkennen. Ein sozialer Auf- und Abstieg ist nicht mehr möglich, die Belgier haben unbewusst einen Keil in die Gesellschaft getrieben und den Grundstein für die Katastrophe gelegt. Die Spannungen nehmen über die Jahre zu, werden politisch instrumentalisiert und enden 1994 im Massaker der zahlenmäßig überlegenen Hutu an den Tutsi.

In der Hauptstadt Kigali gibt es eine zentrale Völkermord-Gedenkstätte. Sie ist umgeben von Massengräbern mit schlichten Betondeckeln. Hier liegen 250.000 Opfer des sinnlosen Mordens. In Worten: zweihundertfünftausend. In der Gedenkstätte wird erklärt, wie es zu dem Völkermord kam. Wie er sich vollzog, und wie das Land danach versuchte, aus den Trümmern zur Normalität zurückzugelangen.

Das Museum ist voll mit Bildern entstellter Leichen oder Überlebender mit schrecklichen Kopfwunden oder anderen Verstümmelungen. Denn die Hutu brachten die Tutsi – aufgestachelt durch Aufrufe extremistischer Parteien – nicht einfach um. Sie misshandelten sie in den meisten Fällen zu Tode, erschlugen sie mit Knüppeln, schlugen ihnen mit Macheten Arme oder Beine ab oder warfen sie in Latrinen, in denen sie ertranken. Das ist auch das Bild, das der Weltöffentlichkeit über die Medien von dem Blutbad im Kopf haften geblieben ist: Marodierende Banden, die mit Macheten bewaffnet durchs Land ziehen und Menschen ermorden.

Das Museum erklärt auch die Tatenlosigkeit der Weltöffentlichkeit während des Mordens und die Untätigkeit der UNO-Truppen, die seinerzeit im Land stationiert waren. Der spätere UNO-Generalsekretär Kofi Annan, seinerzeit für die Einsätze der UNO-Truppen verantwortlich, hat sich später für das Nicht-Eingreifen entschuldigt. Er habe die Lage von New York aus trotz Brandbriefen seiner Generäle aus Ruanda schlicht falsch eingeschätzt, gab er später zu. Ein Fehler, der einer Million Menschen das Leben gekostet hat, denn die UNO hätte anfangs offenbar durchaus die Möglichkeit gehabt, die Eskalation zu verhindern, als sie noch im Entstehen begriffen war.

Es grenzt an ein Wunder, dass Ruanda nur 16 Jahre nach diesem Exzess schon wieder so stabil ist, wie es derzeit ist. Über zwei Millionen Menschen waren jahrelang über die Grenzen der Nachbarländer auf der Flucht, kehrten zurück und mussten wieder eingegliedert werden. Heute sind die Spannungen weitgehend verschwunden, das Unbegreifliche aber bleibt für immer.

Ich muss auch zugeben, dass ich die langfristigen Auswirkungen des Völkermordes in meinen Vorbereitungen auf die Reise völlig unterschätzt habe. Denn praktisch jeder hier im Land war entweder Opfer oder Täter, das wurde mir bei dem Besuch des Museums klar. Obwohl es heute offiziell keine Rolle mehr spielt, welchem Stamm man angehört, wissen es die Leute – nur 16 Jahre danach – natürlich immer noch ganz genau. Täter und Opfer sind heute keine alten Menschen mit einer fernen und schrecklichen Vergangenheit, sondern Mitglieder der Gesellschaft im besten Alter. Und alle kennen sich! Viele Mörder leben also noch, viele von ihnen sogar noch in den gleichen Dörfern, in denen auch die Überlebenden wohnen. Eine schreckliche Belastung, die man als Besucher so in Gänze vielleicht gar nicht erfassen kann.

Die Justiz versucht seit Jahren, das ganze Drama aufzuarbeiten, vor einem internationalen Gericht im Nachbarland Tansania und auch mit den Mitteln der ruandischen Justiz. Das Zentralgefängnis in der Hauptstadt Kigali ist hoffnungslos überfüllt, auch wegen die vielen verurteilten Mörder aus diesem dunklen Kapitel des Landes.

### **10.1 Auge in Auge mit dem Tod**

Auf meiner Reise durch Ruanda hat mich das Grauen dieser unmenschlichen Zeit auch an anderer Stelle, diesmal völlig unerwartet, eingeholt. Auf dem Weg vom Nyungwe Nationalpark im Südwesten des Landes nach Gisenyi im Nordwesten liegt eine halbe Stunde östlich der alten Königsstadt Butare der kleine Ort Murambi. Aufgrund einer kleinen Notiz im meinem Reiseführer war ich mehr zufällig in das Dorf gekommen.

Die in Murambi damals im Bau befindliche technische Schule war während des Völkermordes 1994 Schauplatz eines furchtbaren Massakers. Etwa 60.000 Tutsi hatten sich in die Schule geflüchtet, um dort Schutz zu suchen, beziehungsweise waren von den Hutu dort zusammengetrieben worden. Als nach einer Woche die Lebensmittel und das Wasser im Lager ausgingen, haben die Hutu-Milizen das Problem auf ihre Weise „gelöst“: Sie haben die Schule mit Granaten beschossen und danach alle bis dahin überlebenden Tutsi erschossen oder mit Macheten erschlagen. Zwischen 50.000 und 60.000 Menschen kamen allein in diesem einen Ort Ruandas bei diesem einen Kriegsverbrechen ums Leben.

Die (nie in Betrieb genommene) technische Schule ist heute eine Gedenkstätte. Im ehemaligen Verwaltungsgebäude empfängt eine Mitarbeiterin mit einigen allgemeinen Worten zum Genozid vor 16 Jahren die Besucher, um ihnen dann ohne Vorbereitung das Grauen unmittelbar vor Augen zu führen: Die Führung geht vorbei an den Betondeckeln einiger Massengräber für

zehntausende Menschen zu den Gebäuden der ehemaligen Klassenräume auf dem Gelände. Dort stockt einem buchstäblich der Atem.

Schon auf den wenigen Metern dorthin machte sich ein süßlicher Verwesungsgeruch bemerkbar, den man zunächst nicht einzuordnen weiß. Beim Blick in die Klassenzimmer prallt man zunächst ungläubig entsetzt zurück. Zur Mahnung sind in den Räumen bis heute 1.800 Opfer des Mordens auf Holzpritschen aufgebahrt. Die Leichen sind größtenteils mumifiziert, jedoch noch lange nicht vollständig verwest. Sie sind teilweise nackt, teilweise bekleidet, ihre Haut ist ledrig und weiß vom Kalk, mit dem sie zum Schutz vor Seuchen bestreut wurden. Es ist ein unwirklicher Anblick, der selbst Hartgesottene das Blut in den Adern gefrieren lässt. Es gibt zwölf Klassenzimmer, in denen Männer, Frauen und Kinder zusammen aufgebahrt wurden. Besonders furchtbar ist der Raum, in dem ausschließlich die Leichen von kleinen Kindern liegen. An dieser Stelle wurde mir einmal mehr klar, mit welchem Hass die Hutu auf die Tutsi losgegangen sein müssen. Sie haben ALLE Tutsi getötet, einschließlich der Babies und Kleinkinder. Keiner sollte überleben. An vielen Leichen sind schwere Schädelverletzungen erkennbar, die mutmaßlich davon herrühren, dass die Menschen erschlagen wurden.

Man kann sicherlich darüber streiten, ob eine solche Art der öffentlichen Zurschaustellung von toten Menschen angemessen ist. (Im Nachhinein habe ich erfahren, dass sie auch in Ruanda umstritten ist.) In Ruanda gibt es viele Gedenkstätten, an denen Totenschädel oder Knochen der Opfer des Völkermordes liegen. Der Anblick dieser sterblichen Überreste ist an sich schon dramatisch. Die verwesenden Leichen sind jedoch sicherlich das Härteste, was ich auf meiner Reise gesehen habe. Sie geben dem Drama auf ganz besonders eindrückliche Weise ein Gesicht. Diese Bilder brennen sich jedem Besucher unauslöschlich ins Gedächtnis ein. Ich war froh, als ich diesen Ort wieder verlassen konnte.

## 11. Das OLPC-Projekt

Im Bemühen, das Land voranzubringen, spielt das OLPC-Projekt eine zentrale Rolle. Ziel ist, insgesamt eine Million Computer an alle Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren zu verteilen. Das Projekt soll nicht weniger, als die Bildungssituation im Land revolutionieren.

Dieser ganz und gar unbescheidene Anspruch findet sich auf der Homepage des Bildungsministeriums. Dort heißt es: „Das globale Ziel der ruandischen Regierung ist es, die Armut zu reduzieren und den Wohlstand der Bevölkerung zu steigern. In diesem Zusammenhang ist es die Aufgabe des Bildungsministeriums, die ruandischen Bürger in qualifiziertes Humanka-

pital für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu verwandeln.“ Größer geht es nicht. Der Weg bis zur Informationsgesellschaft ist noch weit. Aber auch der weiteste Weg beginnt mit dem ersten Schritt.

### **11.1 Die OLPC-Stiftung**

Die OLPC-Stiftung ist eine Idee des amerikanischen Informatikprofessors am MIT Nicholas Negroponte. Er suchte nach einer Möglichkeit, die digitale Kluft zwischen der ersten und der dritten Welt zu überbrücken und kam auf die Idee, Computer an die Kinder zu verteilen. Ursprünglich konzentrierte sich OLPC zunächst auf Lateinamerika. Die Stiftung arbeitet aber grundsätzlich mit jedem Land weltweit zusammen, das Interesse hat. Und so stehen kleinere Stückzahlen der Kindercomputer zum Beispiel auch in Projekten in Afghanistan, Indien oder auf pazifischen Inseln in Ozeanien. Bis Januar 2011 hat OLPC innerhalb von drei Jahren weltweit zwei Millionen Laptops verteilt. Ein riesiger Erfolg, mit dem anfangs niemand gerechnet hat.

### **11.2 OLPC Ruanda**

In jedem Land, in dem OLPC aktiv wird, gibt es einen lokalen Ableger. OLPC Ruanda hat nur acht Angestellte. Das reicht aber, denn die Stiftung ist nur der Brückenkopf zur amerikanischen Stiftungszentrale. Hier in Kigali sitzen Spezialisten, die die Verteilung der Laptops planen, Schulungsunterlagen zum Beispiel für Lehrer vorbereiten und – ganz wichtig – den Kontakt zum Bildungsministerium halten.

Das Verhältnis zwischen der OLPC-Stiftung und dem Bildungsministerium ist ein sehr sensibles. Die ruandische Regierung ist sehr darum bemüht, die Kontrolle über jeden einzelnen Vorgang zu behalten. Jeder Schritt der Stiftung muss abgestimmt werden. So darf OLPC nicht einmal defekte Laptops ohne Erlaubnis der Regierung reparieren. Auch das von der Stiftung auf die Beine gestellte Schulungszentrum für Lehrer hat sich das Bildungsministerium nach kurzer Zeit einverleibt. Bei jedem Schritt, den OLPC plant, macht die Regierung klar: Das hier ist ein ruandisches Infrastrukturprojekt, keine Entwicklungshilfe einer amerikanischen Stiftung. Die OLPC-Stiftung ist willkommen als Berater, die Umsetzung ist aber Sache des Staates Ruanda.

Das Selbstbewusstsein hat einen einfachen Grund: OLPC verschenkt die Computer nicht, der ruandische Staat kauft sie für 200 Dollar das Stück.

Nach umfangreichen strukturellen Vorbereitungen und Pilotprojekten wurden ab Herbst 2010 etwa 60.000 Computer an die ersten 100 Schulen im Land verteilt. Ein Investment in die Zukunft Ruandas, bei dem allein die PCs 12 Millionen Dollar gekostet haben.

Das ist viel Geld, aber wenn man sich eine Weile damit befasst, dann erkennt man, dass das OLPC-Projekt ein Baustein im Masterplan für Ruanda ist. Die Regierung arbeitet auf allen Ebenen daran, die Lebensumstände zu verbessern. Die Impfraten bei Kindern sind mittlerweile relativ hoch (es gibt regelmäßige Impftage) und 85 Prozent der Bevölkerung verfügt über eine – zumindest rudimentäre – Krankenversicherung. Es geht dem Land also jetzt nicht nur mehr darum, den Status Quo und das Überleben der Menschen zu sichern. Mit dem OLPC-Projekt und anderen Infrastrukturmaßnahmen soll das Land (siebzehn Jahre nach dem Genozid) endlich eine Zukunftsperspektive bekommen.

Kein Wunder, dass die Regierung als Zahlmeister sich da ungern reinreden lässt. Mehrfach ließen mir gegenüber Mitglieder des Ministeriums offen durchblicken, dass sie die OLPC-Stiftung lediglich als nützlichen Dienstleister betrachten, den man jeden Moment auswechseln kann.

In dieser heiklen Beziehung ist es daher für OLPC unerhört wichtig, dass der Chef von OLPC Ruanda kein Amerikaner ist, sondern ein Ruander: Samuel Dusengiyumva. Er hat selbst einmal im Bildungsministerium gearbeitet und verfügt deshalb über gute persönliche Kontakte. Samuel ist Anfang 30, voller Energie, dabei trotzdem sehr bedacht und er ist vor allem eines: ein unerschütterlicher Optimist; einer, der das Land voranbringen will.

Das liegt auch an seiner persönlichen Geschichte: Er hat seine Eltern und alle drei Geschwister als Teenager im Genozid verloren. Er war hautnah dabei, wie einer seiner Brüder ermordet wurde, flüchtete selbst über Felder und Dörfer vor den Mördern mit den Macheten. Es gibt Menschen, die fallen nach solchen Erlebnissen in tiefe Depressionen. Und es gibt Menschen wie Samuel, die beginnen unerbittlich zu kämpfen. Tief in Samuel brennt ein Feuer, das sieht man an seinen Augen. Probleme kennt er nicht. Ich habe ihn einmal auf das große Stadt-Land-Gefälle in Ruanda angesprochen und gefragt, ob es denn schwieriger sei, die Laptops in Schulen auf dem Land einzuführen. Da hat Samuel nur gelächelt und gesagt: „Es ist nicht schwieriger, nur ganz anders.“ Es ist wohl dieser gnadenlose Optimismus, den man in Afrika braucht, wenn man etwas bewegen möchte.

### 11.3 Das Ministerium

Um das Verhältnis des Staates zu dem OLPC-Projekt ein bisschen besser zu verstehen, verabrede ich mich mit Pauline, einer Mitarbeiterin des

Bildungsministeriums. Sie ist auf der Regierungsseite die stellvertretende Leiterin des OLPC-Projektes in Ruanda. Ich komme eine viertel Stunde zu früh, Pauline dafür eine halbe zu spät. Willkommen in Afrika.

Pauline führt mich im Ministerium ins Planungszentrum der OLPC-Kampagne und ich kann meinen Schock nur mit Mühe verbergen: In einem kleinen Büro im Erdgeschoss sitzen vier Menschen an zwei Schreibtischen. Ein leerer Schrank, kein Bild an der Wand, keine Aktenordner, kein Papier. Und vor allem: Keine Computer! An einem leeren Tisch sitzen zwei Frauen und ein Mann in ein Gespräch vertieft.

Der Mann an dem anderen Tisch hat einen Laptop. Auch Pauline greift in ihre Handtasche, befördert ihren 200-Dollar-OLPC-Kinderlaptop ans Licht, und baut ihn auf dem Tisch auf. Diese Computer sind in Ruanda kein Spielzeug. Im Ministerium werden sie sogar von den Mitarbeitern des Projekts als Arbeitsgeräte benutzt.

Pauline ist klein, Mitte dreißig und eher ein unauffälliger Typ. Sie spricht leise, fast schüchtern. Aber das, was sie sagt, sagt sie sehr konzentriert und pointiert. Auch wenn sie im Gespräch mehrfach den Eindruck erweckt, einzuschlafen, ist sie hellwach im Kopf. Man merkt ihr die Neugierde auf den seltsamen Mzungu (so nennt man in Ruanda die Weißen) an, der ihr da gegenüber sitzt; der den weiten Weg von Europa gekommen ist, um sich ein paar Schulen in Ruanda anzusehen.

Sie erzählt, wie alles angefangen hat mit OLPC in Ruanda. Wie Präsident Kagame in den USA zufällig eine Präsentation von Nicholas Negroponte besuchte, dem Stiftungsgründer. Der stellte seine Vision eines Laptops vor für jedes Kind in einem Entwicklungsland. Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen, hat der deutsche Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt einmal gesagt. Kagame ging nicht zum Arzt, er ging zurück nach Ruanda und verordnete seinem Land eine Bildungsoffensive. Er hatte die einmalige Chance und das riesige Potential von OLPC für sein Land erkannt. Seitdem ist es das mit Abstand größte OLPC-Projekt in Afrika.

Sicher gibt es Probleme, wie bei jedem Großprojekt, sagt Pauline. Defekte Computer zum Beispiel. Doch die Ausfallrate liege unter drei Prozent. Die häufigsten Probleme machten der Monitor und das Stromverbindungskabel. Der kleine Computer ist zwar sehr robust konstruiert, der Einsatz erfolgt aber unter brutalsten Feldbedingungen: Hitze, Staub, Feuchtigkeit. Und nicht zuletzt Kinder, die die Geräte auf eine harte Belastungsprobe stellen. Sie stolpern über Kabel, lassen den PC fallen oder stellen ihre ganz eigenen Experimente mit dem kleinen Gerät an.

Pauline nennt ein Beispiel. Bei der Einführung hatte man den Kindern anfänglich fatalerweise erklärt, dass der Computer wasserabweisend sei. Manche probierten das aus – mit ihren Wasserflaschen. Ein Kind versenkte das

Gerät gar für eine Woche in einem Wassertank, um die Grenzen auszutesten. Experimentalphysik zum Anfassen sozusagen. Der Laptop taugte nach diesem Härtestest natürlich nur noch als Hammer, um damit Nägel in die Wand zu schlagen. Andere wuschen ihren staubigen Laptop im nächstgelegenen Wassergraben und nach so einem Vollbad hatten die Geräte dann ebenfalls Schrottwert. Angesichts solcher Einsatzbedingungen grenzt es an ein Wunder, dass die Ausfallrate bei nur drei Prozent liegt.

## **11.4. Technische Voraussetzungen des OLPC-Projektes**

### **11.4.1 Die eingesetzten Computer**

Die OLPC-Laptops sind eine technische Eigenentwicklung der Stiftung und heißen XO. Die Stiftung hat die XOs aus der Not heraus selbst entwickelt. Sie haben es gegen alle Widerstände tatsächlich geschafft. Ursprünglich geplant war eine Kooperation mit Microsoft und Intel, die aus verschiedenen Gründen scheiterte: Intel-Prozessoren verbrauchen in der Regel viel Strom, ein großer technischer Nachteil in Entwicklungsländern. Dazu kamen die Kosten: Die großen Konzerne verlangen kräftig Lizenzgebühren. So scheiterte die Kooperation mit Microsoft unter anderem daran. Seitdem setzt OLPC voll auf kostenlose Linux-Betriebssysteme.

Der Kinder-PC ist auch bekannt unter dem Namen „100-Dollar-Laptop“, benannt nach dem ursprünglichen Kostenrahmen. Allerdings kostet er weit mehr als ursprünglich geplant, nämlich 200 Dollar pro Stück.

OLPC als kleine Stiftung macht durch die Eigenentwicklung des XO und die Verwendung von Linux gehörig Druck auf die Großkonzerne Microsoft und Intel. Sie können nicht länger konkurrenzlos als Quasimonopolisten auf dem Soft- und Hardwaremarkt der Entwicklungsländer auftreten und die Preise nach Belieben bestimmen.

Dabei ist OLPC nicht allein auf dem Markt der Bildungsrechner. Chiphersteller Intel versucht mittlerweile ebenfalls, Geräte an Entwicklungsländer zu verkaufen. Intels Classmate PC kostet ebenfalls etwa 200 Dollar und läuft ebenfalls mit einem Linux-Betriebssystem.

Der XO ist ein billiger Computer, aber bei weitem kein Billigcomputer. Die Leistungsdaten können sich durchaus sehen lassen: Das Gerät verfügt über einen stromsparenden 1-Gigahertz-Prozessor (das ist kein Renner), 1 Gigabyte RAM, einen 19 Zentimeter-Farbmonitor, ein wasserdichtes Keyboard und eine 4 Gigabyte Festplatte.

Der XO ist so gebaut, dass er unter den härtesten denkbaren Bedingungen eingesetzt werden kann: In den Händen von Kindern in einer Umgebung voller Staub, hoher Luftfeuchtigkeit und Regenschauern. Ein normaler Bü-

ro-PC überlebt etwa zwei bis 3 Jahre. Der XO soll fünf Jahre schaffen, auch aus Gründen des Umweltschutzes. Er ist wasser- und staubabweisend. Die Batterie hält zwei Stunden, sie ist leistungsfähiger, umweltfreundlicher und trotzdem billiger als herkömmliche Laptop-Batterien, auch weil der XO wesentlich weniger Strom verbraucht als andere PCs. Das Gehäuse ist schlagfest, der XO überlebt Stürze aus einer Höhe von bis zum eineinhalb Metern. Das Keyboard hält fünf Millionen Anschläge aus. Angesichts dieser Leistungsdaten ist es ein kleines Wunder, dass der XO „nur“ 200 Dollar pro Stück kostet.

Das Betriebssystem ist ein (kostenloses aber sehr mächtiges und gutes) Linux-System. Der PC hat zwei verschiedene Oberflächen, die wahlweise gestartet werden können. Für kleine Kinder gibt es „Sugar“, eine bunte Oberfläche voller Symbole und kindgerechter Anwendungen, Bücher, Physikprogramme, Musikprogramme, etc. Für die Älteren gibt es das handelsübliche „Gnome“, eine windows-ähnliche Oberfläche. Die enthält einen normalen Browser, Textverarbeitung und alle anderen Programme, die man zum sinnvollen Arbeiten benötigt.

### 11.4.2 Stromversorgung

Um die OLPC-Laptops in Ruanda überhaupt einführen zu können, waren teilweise umfangreiche Vorarbeiten notwendig. Für den Europäer mag es banal klingen: Computer brauchen Strom. Das ist in Ruanda ein Riesenproblem. Die überwiegende Mehrheit der Menschen – etwa 95 Prozent der Einwohner – lebt ohne Strom und fließendes Wasser in ihren Hütten. Um die Laptops überhaupt aufladen zu können, mussten an vielen Schulen zunächst einmal Stromleitungen gelegt werden. Die Anbindung ans Internet ist das weitaus kleinere Problem. Sie ist über Ruandas hervorragendes landesweites Mobilfunknetzwerk garantiert, das ich schon einmal beschrieben habe.

Ich will mehr über das Problem der Stromversorgung erfahren. Ralph, ein Entwicklungsexperte in Ruanda, stellt den Kontakt her zu einem Deutschen, der sich in Ruanda damit auskennt. Anthony hat für die Stadtwerke Mainz in der Nähe von Kigali die größte Solaranlage des Landes aufgebaut. Er bringt die dramatisch schlechte Energiesituation des gesamten afrikanischen Kontinents in einem Satz auf den Punkt: „Deutschland verbraucht mehr Strom als Afrika.“

Anthony war schon in mehreren Ländern Afrikas unterwegs. Im Vergleich zu den anderen verfüge Ruanda sogar über verhältnismäßig viel Strom. Dabei ist die Ausgangslage in Ruanda denkbar ungünstig: Wasserkraft spielt keine Rolle, das größte Kraftwerk des Landes ist ein Schwerölkraftwerk.

Dort wird also der billigste brennbare Öl-Dreck verfeuert, ohne Rücksicht auf die Umwelt; Klimakonventionen wie das Kyoto-Protokoll interessieren dabei niemanden. Zu allem Überfluss ist Ruanda ein unwegsames Binnenland. Der Brennstoff muss also mühsam per LKW aus Häfen in Tansania hunderte Kilometer über Landstraßen bis ins Kraftwerk nach Kigali gefahren werden, bevor er dort verfeuert werden kann.

Um zu verdeutlichen, wie zäh die Elektrifizierung des Landes vorangeht, erzählt Anthony folgende Geschichte: Um die Lage zu verbessern, luden die Stadtwerke Mainz alle 30 Distrikte des Landes ein. Je ein Elektriker pro Distrikt sollte kostenlos zum Monteur für Solaranlagen ausgebildet werden. 23 Distrikte schickten je einen Elektriker, der sein Können nach der Schulung auch gleich in der Praxis beweisen konnte: Die Stadtwerke schenkten jedem Distrikt eine kleine 1-Kilowatt-Anlage samt Stromspeicher für die Nacht, die sie an einem Ort ihrer Wahl aufbauen konnten. Die Hälfte der Anlagen steht jetzt auf dem örtlichen Distriktbüro. Nur für die andere Hälfte fanden sich tatsächlich sinnvolle Anwendungsmöglichkeiten. Willkommen in Afrika!

#### **11.4.3 Technische OLPC-Infrastruktur**

Das Problem der Stromversorgung hinsichtlich des OLPC-Projektes ist weitgehend gelöst. Mittlerweile hat jede Schule, die Teil des Projektes wird, eine Stromversorgung bekommen. Bleibt das Problem der PCs. Wie zuvor beschrieben, halten die OLPC-Computer eine Menge aus. Trotzdem gehen einige natürlich kaputt. Viele Entwicklungshilfeprojekte scheitern an diesem Problem: Nach ein paar Jahren sind die eingeführten technischen Geräte schrottreif. Und weil sie niemand reparieren kann, verläuft das Projekt nach und nach im Sand. Das will Ruanda unbedingt verhindern und legt wohl auch deshalb beim OLPC-Projekt besonderen Wert auf Nachhaltigkeit.

Die Nachhaltigkeit ist das besondere Steckenpferd von Nkubito Bakuramutsa. Er ist im Bildungsministerium Chef des OLPC-Projektes. Ein Termin mit ihm ist schwer zu bekommen. Nach beharrlichem Bohren über mehrere Wochen hinweg hat er dann schließlich doch Zeit. Nkubito ist ein massiger Mittdreißiger, der gerne hinter seinem genauso massigen schwarzen Tropenholzschreibtisch sitzt. Er ist der typische Vertreter der Bildungselite des Landes: aufgewachsen im Ausland, mehrsprachig, studiert, gut ausgebildet und hochintelligent. Auf den ersten Blick könnte Nkubito auch Mitarbeiter einer Telekommunikationsfirma sein. War er auch praktisch, wie sich im Gespräch gleich herausstellt. Stolz erzählt er mir, dass er für die Regierung und das Land das Handy- und Computernetz aufgebaut hat. Um seine Leis-

tung zu untermauern, zeigt er mir in seinem Internetbrowser ein Youtube-Video, das ruckelfrei anläuft und ohne Ladezeit direkt startet. Eine kleine Sensation in Afrika.

So schlecht scheint Nkubito also seinen letzten Job nicht gemacht zu haben, denn jetzt hat er das nächste Großprojekt am Hals: OLPC. Bei einer geplanten Stückzahl von einer Million Computern und Kosten pro PC von etwa 200 Dollar verantwortet er die Finanzierung von etwa 200 Millionen Dollar. Eine gewaltige Aufgabe in einem so armen Land. OLPC sei kein IT-Projekt, sagt Nkubito und legt darauf großen Wert. OLPC soll ein Bildungsprojekt werden. Doch auch ein Bildungsprojekt braucht eine technische Grundlage, und die schafft Nkubito.

Im Gespräch mit ihm wird schnell klar, dass Ruanda nicht einfach hunderttausende Laptops wahllos im Land verteilt und dann die Kinder sich selbst überlässt. Alles ist – zumindest theoretisch – durchdacht. Die afrikanische Realität wird in Teilen anders aussehen, aber wenigstens gibt es überhaupt einen Plan.

Nkubito erzählt von Trainingsplänen für Lehrer, von Schoolservern, von technischem Support und Reparatur der Computer. Bei all diesen organisatorischen Problemen verliert er keine Sekunde den eigentlich Zweck des OLPC-Projektes aus den Augen: den Inhalt. „Content“ ist das Wort, das in dem einstündigen Gespräch wahrscheinlich am häufigsten fällt.

Die Regierung hat Großes vor. Kern des OLPC-Gedankens ist es, den Kindern die Computer mit nach Hause in die Familien zu geben. Noch ist die Regierung in diesem Punkt sehr zurückhaltend, weil sie den Eltern noch nicht ganz vertraut. Doch wenn sich der Gedanke durchsetzt, dann profitieren auch die Erwachsenen von den OLPC-Computern. Sie können der Schlüssel zur Welt sein, nicht nur für die Kinder, hofft Nkubito. Man könnte sie einsetzen für Bildungskurse oder sogar für E-Government. Familien könnten am PC online Dinge erledigen, für die sie bisher umständlich zu Ämtern in die Stadt reisen müssen. Das ist alles Zukunftsmusik, doch so wie Nkubito da hinter seinem Schreibtisch sitzt, da nimmt man ihm ab, dass er es zumindest selbst glaubt. Und dass er fest entschlossen ist, das durchzusetzen. Geht es nach ihm, dann wird jede Schule durch Strom- und Internetanschluss zu einem „Energy Access Point“ und einem „Cyber Cafe“, in dem man das Handy aufladen und im Internet surfen kann. Es wäre eine kleine Sensation in einem Land, in dem im Frühjahr 2011 die erste (und einzige!) Bibliothek des Landes gebaut wurde.

An den Ausführungen Nkubitos merke ich, wie groß die Hoffnungen sind, die mit OLPC verbunden sind. Und wie weit der Weg dahin noch ist. Denn in der Realität steckt das Programm noch in den Kinderschuhen. Kurzfristig sollen die Computer zunächst das Bildungsniveau anheben. „Wir wollen,

dass ruandische Kinder die gleiche Bildung bekommen wie Kinder in Norwegen oder Singapur“, sagt Nkubito zum Abschied.

## 11.5 Die Schulen

Um die ehrgeizigen Pläne zu erreichen, pflügt Ruanda derzeit sein Bildungssystem um. Ein einfaches Beispiel macht das deutlich: Die Sprachkompetenz der Kinder soll gesteigert werden, sie sollen nicht nur schlecht französisch sprechen können (wie Viele hier im Land). Englisch ist Weltsprache, und so sollen die Kinder Englisch lernen. Die Regierung hat die Unterrichtssprache deshalb kurzerhand vor zwei Jahren in Englisch geändert. Das Problem dabei: Viele Lehrer sprechen gar kein Englisch oder nur sehr schlecht. De facto ist die Unterrichtssprache also weiterhin die Landessprache Kinyarwanda.

Die Lehrer sind in Ruandas Bildungssystem ohnehin die Achillesferse: Die Befähigung, als Lehrer zu arbeiten, erreicht man durch den erfolgreichen Abschluss der weiterführenden Schule. Jeder, der das Schulsystem komplett durchläuft, ohne abzubrechen, darf als Lehrer arbeiten. Auch das ein Indiz, dass bei der (praktisch nicht vorhandenen) „Lehrerausbildung“ in Ruanda noch einiges im Argen liegt.

Das Schulsystem in Ruanda besteht im Wesentlichen aus zwei Teilen. Der Grundschule (primary school) und der weiterführenden Schule (secondary school). Die Grundschule dauert sechs Jahre (Alter: 7 bis 12 Jahre), die weiterführende Schule hat ebenfalls sechs Klassenstufen (Alter: 13 – 18 Jahre).

Es gibt ein Gesetz, wonach Schulpflicht für die Grundschule gilt. Obwohl dieses Gesetz praktisch nicht kontrolliert wird, besuchen 98 Prozent der ruandischen Kinder die Grundschule. Allerdings wechseln nur 19 Prozent der Schüler später auf die weiterführende Schule. Anders ausgedrückt: Für vier von fünf Schülern endet die Schule mit dem Ende der Grundschulzeit im Alter von 12 Jahren. Sie können dann lesen, schreiben und sprechen gebrochen Englisch. Das Potential von bildungsfähigen aber nicht (weiter-)gebildeten jungen Menschen ist also in Ruanda dramatisch hoch.

Der Unterricht in Ruanda erfolgt ohne ersichtliches pädagogisches Konzept als breitharter Frontalunterricht. Man muss gesehen haben, wie Kinder gebetsmühlenartig die Wörter nachsprechen, die der Lehrer an die Tafel schreibt, um es wirklich zu glauben.

Da ist es kaum verwunderlich, dass die Einführung der Laptops das System bis ins Mark erschüttert. Die weder pädagogisch noch am OLPC-Computer ausgebildeten Lehrer wissen in der Regel gar nicht, wie sie die neue Technik im Unterricht einsetzen sollen.

Gruppenarbeit, die diese Computer fordern und benötigen, ist den meisten praktisch unbekannt. Zudem haben die wenigsten jemals zuvor in ihrem Leben mit einem Computer gearbeitet. Entsprechend verunsichert sind die Lehrkräfte. Viele misstrauen der neuen Technik und setzen sie aus Unwissenheit nicht ein, oder nur auf Anweisung.

Ein schlauer Kopf in der OLPC-Stiftung hat einmal ausgerechnet, dass der reelle Schulungsaufwand pro Lehrer etwa sechs Monate beträgt. In Wirklichkeit bekommen die Pädagogen den Computer in maximal fünf Tagen erklärt. Die Schulungen sind auch weit mehr als ein Computerkurs. Sie sind immer auch pädagogische Fortbildungsmaßnahmen, in denen (den Lehrern oft unbewusst) neue Lehrmethoden vermittelt werden.

## **12. Konkrete Projekte**

Nach all den eher theoretischen Überlegungen und Betrachtungen drei Beispiele von Schulen, die ich mir während meines Aufenthaltes in Ruanda angesehen habe. Die Schulen könnten unterschiedlicher nicht sein, doch gerade diese Unterschiede zeigen die Bandbreite der Probleme, die das OLPC-Projekt meistern muss, wenn es letztlich erfolgreich sein möchte.

### **12.1 Ein böhmisches und potemkinsches Dorf: die staatliche „Laborschule“**

Etwas außerhalb der Stadt in einem wohlhabenden Vorort Kigali liegt die Kagugu School. Die Zahlen sind beeindruckend: 4.260 Kinder lernen hier, in nur 39 Klassenzimmern. Aus Platzmangel findet der Unterricht im Zweischicht-Betrieb statt, vormittags und nachmittags. Doch selbst dann besuchen rechnerisch etwa 55 Schüler eine Klasse. Individuelle Pädagogik kann in so einem System praktisch nicht stattfinden. Sie ist auch nicht vorgesehen.

Alle 39 Klassenräume sind um einen großen, rot-staubigen Platz herum gruppiert. Steht man in der Mitte, dann schallt aus vielen Räumen das Echo der Schüler, die dem Lehrer nachsprechen. Die Lernmethode ist einfach: Holzhammerpädagogik. Der Lehrer betet es so lange vor, bis es die Schüler verstanden haben.

Von den 4.260 Schülern sind 3.800 Grundschüler bis zur sechsten Klassen. 460 Schüler besuchen die weiterführende Schule. Das Verhältnis zeigt, dass für die allermeisten Schüler nach der sechsten Klasse die Schule faktisch endet. Nur wenige können es sich leisten, nach dem zwölften Lebens-

jahr nicht zum Einkommen der Familie beizutragen und stattdessen weiter auf die Schule zu gehen.

Schuldirektor der Kagugu School ist Edouard Nizeyimana. Er ist stolz auf seine relativ neuen Klassenräume, in die die Regierung in den vergangenen Jahren viel Geld investiert hat. Obwohl die Schule in einem wohlhabenden Stadtteil liegt, betont der Direktor, dass seine Schüler keinesfalls reiche Eltern hätten. Die, die es sich leisten können, sagt Nizeyimana, schicken ihre Kinder nicht auf eine staatliche Schule wie die seine. So stammen seine Kinder aus der städtischen Mittel- und Unterschicht. Im Vergleich mit der Landbevölkerung verfügt die über ein höheres Einkommen, trotzdem haben die Eltern oft kaum das Geld für Schulmaterial oder die Schuluniform.

In den vergangenen Jahren ist Kagugu so etwas wie die ruandische Laborschule geworden. Hier werden praktisch alle Kampagnen ausprobiert, die später auch landesweit umgesetzt werden. Malaria- und Aids-Prävention, Hygieneprogramme und eben auch das OLPC-Projekt werden hier ausprobiert. Wohl auch aus diesem Grund werden alle Journalisten, die sich für irgendein ruandisches Schulthema interessieren, zunächst einmal hierher geschickt.

Die Kagugu School war die erste staatliche Schule, die die neuen Computer bekommen hat. Etwa die Hälfte der Schüler verfügt nach Angaben des Direktors über einen Computer. Warum es nur die Hälfte ist, das lässt sich auch auf Nachfrage nicht so genau klären. Es ist eben so. Willkommen in Afrika.

Seit einem Jahr gibt es also hier die PCs, erfahre ich – und seit einem Jahr werden sie praktisch nur ausgepackt und genutzt, wenn sich ein Regierungsvertreter oder Journalist an die Schule verirrt. Das hatten mir die Mitarbeiter der OLPC-Stiftung im Vorfeld bereits gesagt. Doch auch ohne diesen Hinweis ist es so augenscheinlich, dass man es auf den ersten Blick sieht.

Als ich den Klassenraum betrete, sitzen etwa 30 ausgewählte Schüler wie die Hühner auf der Stange in ihren Schulbänken und betrachten neugierig die Computer, die sie offiziell seit einem Jahr nutzen, offenbar aber bisher kaum gesehen haben. Einige sind kaum in der Lage, mit dem Mousepad die Maus über den Bildschirm zu bewegen. Sie sollen in einem Textverarbeitungsprogramm ihren Namen schreiben, ein Foto mit der eingebauten Webcam machen und beides in einem Dokument zusammenführen. Die für den anwesenden Journalisten inszenierte Aktion ist ein Desaster, zumal der Unterricht auch noch in Englisch stattfindet – einer Sprache, die ganz offensichtlich weder der Lehrer noch seine Schüler beherrschen. Entsprechend zäh ist die Veranstaltung. Der in einen weißen Apotheker-Kittel gekleidete Lehrer springt wie ein Gummiball von Tisch zu Tisch und versucht durch lautes Vorsprechen in einer Sprache, die dem Englischen ähnelt, die Situa-

tion zu retten. Später erfahre ich von Mitarbeitern der Stiftung, dass dieser Lehrer Charles Niyonteze heißt und noch als einer der qualifizierteren Pädagogen gilt. Er soll für die Regierung die landesweiten Lehrpläne für das OLPC-Projekt entwickeln. Ich denke mir nur: „Na dann gute Nacht.“

Ich versuche noch einige Interviews mit Schülern und dem Lehrer, die allesamt im Nichts enden und lerne an dem Tag, dass man sich von einem vom Bildungsministerium organisierten Pressetermin in Afrika nicht allzu viel versprechen sollte.

Nach meiner Rückkehr in die Stadt bespreche ich meine Erfahrungen in der Kagugu School offen mit den Mitarbeitern der OLPC-Stiftung und bin erstaunt, dass sich ihre monatelangen Erfahrungen mit meinem kurzen Eindruck im Wesentlichen decken. Mit unverwütllichem Optimismus betrachten sie das Projekt an der Kagugu School trotzdem nicht als Fehlschlag.

Es brauche einen langen Atem, um so ein Mega-Projekt zu verwirklichen, sagen sie und erklären mir, welche Erfahrungen sie in dem Jahr sammeln konnten. Es sind offenbar vermeintliche Kleinigkeiten, die über den Erfolg oder Misserfolg entscheiden: Im Laufe des ruandischen Projekts sind die Lehrer immer mehr ins Visier der Ausbilder gerückt. Anfänglich, so sagt mir Samuel von der OLPC-Stiftung, hätten die Lehrer noch nicht einmal einen eigenen Computer bekommen. Ein Fehler, denn wie soll der Lehrer den Schülern ein Arbeitsmittel erklären, dass er selbst nicht kennt?

Entsprechend ablehnend seien die Lehrer dem OLPC-Projekt gegenüber eingestellt. Seitdem legt die Stiftung bei allen weiteren Projekten großen Wert darauf, die Lehrer von Anfang an auf ihre Seite zu ziehen – durch Schulungen und eigene Computer.

Auch an einer anderen Baustelle arbeitet die Stiftung heftig: Zentraler Gedanke des Projektes ist es, dass die Schüler die Computer mit nach Hause nehmen. Erfahrungen aus anderen Ländern haben gezeigt, dass das positive Auswirkungen auf die Bildungssituation der gesamten Familie haben kann. Gegen diese Mitnahme nach Hause sperrt sich allerdings das ruandische Bildungsministerium. Sie haben schlicht Angst um ihre teuren Computer, die sie für 200 Dollar pro Stück angeschafft haben. Deswegen verschwinden die Geräte auch gleich nach der Benutzung stets in einem abschließbaren Raum, in dem sie aufgeladen werden. Die Schüler haben also keine Gelegenheit, sich außerhalb des Unterrichts mit den Computern zu beschäftigen.

Die Stiftung löst das Problem trickreich: Sie haben der Regierung ein Projekt verschlagen, bei dem die Schüler mit den im Computer eingebauten Kameras einen kleinen Film über ihr Leben drehen sollen. Dann müssen die Kinder die Computer zumindest für einen Tag mit aus der Schule heraus nehmen. Mit solchen kleinen Schritten versucht die Stiftung, die Vorbehalte der Regierung Stück für Stück abzubauen.

Fazit meines Besuchs: An der Kagugu School kann man sehr schön den afrikanischen Unterschied zwischen Theorie und Praxis beobachten. Bis die ehrgeizigen Pläne der Regierung landesweit umgesetzt sind, ist es noch ein weiter, weiter Weg.

## 12.2 Die reiche Privatschule

Um unabhängig von den Bedenken des Bildungsministeriums Dinge frei ausprobieren zu können, hat sich die OLPC-Stiftung schon Anfang 2010 eine ganz eigene „Laborschule“ aufgebaut: An einer reichen Privatschule in Kigali haben sie parallel die Computer auf eigene Faust eingeführt. Die Ecole des Sciences Anglais et Français (ESCAF) ist eine vergleichsweise kleine Schule. 17 Klassenräume, etwa 700 Kinder, also „nur“ etwa 41 Kinder pro Klasse. Die Schule ist definitiv für die ruandische Elite. Fragt man die Kinder nach den Berufen der Eltern, dann sind es oft reiche Beamte oder Staatssekretäre. Entsprechend sind die Berufswünsche der Kinder: Arzt, Gouverneur oder Politiker ist die häufigste Antwort. In dem armen Land, in dem sich nur sehr wenige Leute überhaupt ein Auto leisten können, bringen die Eltern dieser Schule ihre Kinder mit dem Mercedes oder großem Geländewagen zum Unterricht. So war es auch kein Problem, die 200 Dollar pro Kind für die Anschaffung der Computer aufzutreiben.

Finanziert wird die Schule über ein entsprechend hohes Schulgeld und von der libyschen Regierung. Auch hier ließ sich auch auf Nachfrage nicht klären, was es damit auf sich hat. Wahrscheinlich liegt dem libyschen Diktator einfach das Wohl ruandischer Kinder besonders am Herzen. Dass Ruanda aufgrund dunkler Aktivitäten im Ostkongo über Gold und andere Bodenschätze verfügt und Libyen über große Erdölvorkommen, und dass die Eltern der Kinder damit sicherlich irgendwie beruflich zu tun haben, das alles spielt in diesem Zusammenhang sicher keine Rolle und ist nur Zufall.

Zusammen mit Mitarbeitern der Stiftung besuche ich die Schule. Schüler und Lehrer sprechen allesamt fließend Englisch. Beobachtet man sie im Umgang mit den Kindern, dann merkt man schnell, dass sie zu den besten des Landes zählen. Sie strahlen eine natürliche Autorität aus, in den Klassen wird konzentriert gearbeitet. Die Computer werden an drei von fünf Tagen im Unterricht genutzt, in allen Fächern.

Die Zusammenarbeit der Schule mit der Stiftung ist gut. Der Direktor Alexis Sibomana hat großes Interesse an dem Projekt, ebenso die Lehrer. Wie groß das Interesse ist, erfahre ich zufällig vor Ort: Die Stiftungsmitarbeiter sind gekommen, um dem Direktor ein neues Projekt vorzuschlagen. Er kann aus mehreren völlig unterschiedlichen Themenbereichen auswäh-

len. Die Bandbreite geht von der Aufzeichnung alter Volksmythen bis zu moderner Statistik. Der Direktor will sich aber nicht entscheiden, er will gleich alle umsetzen. Man merkt ihm an, dass er das Projekt als große Chance für seine Kinder begreift. Die Mitarbeiter von OLPC müssen ihn etwas bremsen und vereinbaren, die Projekte nach und nach umzusetzen.

Insgesamt kann man in der ESCAF sehr schön beobachten, wie die Computer bei entsprechend vorhandenem Willen und Bildungshintergrund aller Beteiligten sinnvoll eingesetzt werden können. Nun ist die ESCAF sicher nicht die ruandische Durchschnittsschule, trotzdem zeigt sich hier wunderbar, dass es klappen kann, wenn nur alle Seiten aktiv das Projekt unterstützen.

### 12.3 Die Durchschnittsschule auf dem Land

Wie in den vorherigen Kapiteln angerissen, lebt der überwiegende Teil der Ruander auf dem Land. Gerade hier soll das OLPC-Projekt die Situation der Kinder verbessern. Grund genug also, sich einmal so eine Schule anzusehen. Nach wochenlangem Bohren beim Bildungsministerium erhalte ich schließlich den Namen einer Schule auf dem Land, in der die Laptops eingeführt werden sollen.

So ganz wohl ist den Strategen im Ministerium wohl nicht bei dem Gedanken, dass ihnen dabei ein Journalist über die Schulter schaut, aber letztlich kommt der Termin irgendwie doch zustande.

Morgens um acht stehe ich vor der Schule in Gahini, einem winzigen Ort im Osten Ruandas, etwa 85 Kilometer oder eineinhalb Stunden östlich der Hauptstadt. An das Dorf angebunden ist ein Krankenhaus mit einer orthopädischen Schwerpunktstation für die Region. Eine Werkstatt fertigt Prothesen für Behinderte. Auch einige körperbehinderte Kinder besuchen deshalb die Schule im Ort, keine Selbstverständlichkeit in Ruanda.

Die Schule ist überschaubar, etwa 600 Kinder der Umgebung gehen hier zum Unterricht. Heute, Anfang Februar 2011 ist der große Tag: Die erste Charge OLPC-Laptops kommt an die Schule. Eigentlich sind sie schon da. Seit ein paar Tagen stapeln sich die Kartons mit den grün-weißen Computern in einer Ecke vor dem Direktorenzimmer.

In zwei Klassenräumen raschelt es schon. In einem ziehen neugierige Schüler die PCs aus den Kartons, beäugen sie von allen Seiten und warten auf den Trainer, der die Geräte erklären soll. In dem anderen Raum bauen ebenso neugierige Lehrer die Computer auf. Auch sie bekommen heute eine Schulung, die sich mit Unterbrechungen über mehrere Tage hinziehen wird. Für die Einführungskurse sind eigens Trainer aus dem Bildungsministerium aus der Hauptstadt angereist. Dort hat man aus den eher kritischen Er-

fahrungen des Pilotprojekts an der staatlichen Kagugu School gelernt. Und auch ich habe aus meinen „Anfängerfehlern“ an der Kagugu School gelernt und bin mit einem Übersetzer erschienen. Und siehe da: Auf einmal klappen Interviews und Gespräche.

Die allermeisten Kinder haben wahrscheinlich zum ersten Mal überhaupt in ihrem Leben einen Computer vor sich stehen. Entsprechend gespannt sind alle. Als es losgeht, sind alle hochkonzentriert bei der Sache. Der Trainer fordert die Kinder auf, ein Schreibprogramm zu öffnen und einige Worte über sich selbst zu schreiben. Das ist aus mehreren Gründen keine leichte Aufgabe. Zum einen ist da die Bedienung des ungewohnten neuen Geräts: Die Kinder können natürlich nur mit Mühe tippen. Viel mehr Probleme macht aber die eine fundamentale Umstellung, die die neuen Computer mit sich bringen: Die Kinder müssen Eigeninitiative entwickeln. Sie müssen eigene Lösungswege suchen, mit anderen darüber sprechen, sich vom anderen Rat holen und selbstständig handeln. Das alles sieht das bisherige Schulsystem mit seinem Frontalunterricht nicht vor. Es ist frappierend, zu beobachten, wie der Computer von der ersten Sekunde mit dem kompletten bisherigen Lernsystem bricht. Eine Umstellung, mit der die Kinder sichtlich zu kämpfen haben. Sie sind es gewohnt, zuzuhören und zu schweigen und auf Anweisung das Gehörte zu wiederholen. Individualität kennt das ruandische Schulsystem nicht.

Einen Raum weiter bei den Lehrern sieht es nicht anders aus. Etwa zehn von ihnen sitzen als Schüler in Bänken und lauschen den Anweisungen des Trainers. Auch die Lehrer praktizieren heute wahrscheinlich das erste Mal in ihrem Leben Gruppenarbeit. Der Trainer will es so. Die Aufgabe, die sie den ganzen Tag über beschäftigen wird: Mit dem Laptop den Raum verlassen, mehrere Pflanzen mit der Webcam fotografieren und ihre Funktion beschreiben. Danach sollen Text und Bilder zu einem Dokument zusammengeführt werden, der eigene Computer mit dem des Nachbarn vernetzt und die Dateien ausgetauscht werden.

Durch die Arbeit miteinander sollen die Lehrer ganz selbstverständlich begreifen, diese Methode auch in ihrem Unterricht anzuwenden. Ob diese Transferleistung letztlich gelingt, bleibt offen, denn zunächst sind die Lehrer mehr mit sich selbst und dem Gerät beschäftigt als mit gruppenpädagogischen Ansätzen.

Auch die etwa 12 Jahre alten Schüler dürfen nach einer Weile ins Freie, Fotos machen, und schon bald wimmelt es auf dem ganzen Schulgelände von Kindern, die jeden Stein und jede Blume fotografieren. Hier wird auch ganz schnell klar, warum die Computer für den Einsatz unter härtesten Bedingungen konzipiert wurden: Schon in den ersten Minuten stellen die Kinder die Geräte zum Beispiel auf den sandigen Boden. Für einen

normalen Laptop wäre das auf Dauer Gift, die XO's überstehen das alles unbeschadet.

Nach dem Unterricht begleite ich eine besonders aufgeweckte Schülerin noch nach Hause. Weil heute die „internationale Presse“ anwesend ist, darf sie ihren Computer ausnahmsweise gleich einmal direkt mitnehmen. Sie wohnt zusammen mit ihrem Bruder und ihren Eltern in einem winzigen Zweizimmerbungalow neben dem Krankenhaus. Die Mutter ist Krankenschwester, der Vater Arzt, auch die Tochter will Ärztin werden. Sichtbar glücklich zeigt sie zu Hause das Gerät herum, das vielleicht schon bald ihrem Leben eine entscheidende Richtung geben wird.

Auch ich bin glücklich und zufrieden nach diesem Tag. Mit mir, OLPC, dem Bildungsministerium und dem ganzen Land. Irgendwie ist es schön und erfüllend, Menschen dabei zu beobachten, wie sie Neues wie ein Schwamm in sich aufsaugen. Sicherlich gibt es noch viele Stolpersteine, die das OLPC-Projekt in Ruanda aus dem Weg räumen muss. Doch der Tag an der Schule in Gahini hat mich irgendwie hoffnungsfroh gestimmt, dass das Großprojekt klappen kann.

Allerdings hat meine Reise auch gezeigt: Für eine Bewertung ist es noch zu früh. Bisher kann man eigentlich nur Beobachtungen schildern und Prognosen auf die Zukunft abgeben. Die Regierung hat große Pläne mit dem OLPC-Projekt. Etliche Kinderkrankheiten gilt es aber noch auszumerzen. Ich jedenfalls wünsche der OLPC-Stiftung und der ruandischen Regierung bei ihren Vorhaben viel Glück. Der Kinder wegen!

### **13. Traumhafte Landschaften und Berggorillas**

Natürlich hat Ruanda weit mehr zu bieten als das OLPC-Projekt. Die folgenden beiden Texte, die meinen Bericht abschließen sollen, sind während meiner Reise entstanden. Ich hoffe, dass sie – wenn auch nur oberflächlich – einen Eindruck vermitteln können von der bunten Vielfalt dieses beeindruckenden Landes Ruanda. Viel Spaß beim Lesen!

#### **13.1 Entwicklungshilfe-Projekte am Lake Kivu**

Auf meiner Reise habe ich mit drei deutschen Journalistenkollegen einen deutschen Entwicklungsexperten in Ruanda besucht. Ralph leitet ein Projekt der Handwerkskammer Rheinhessen in Gisenyi, am Ufer des traumhaft schönen Kivu-Sees, ganz im Westen des Landes. Ralph organisiert die Fortbildung von Handwerkern in der Region. Unter seiner Anleitung schließen

sich die Handwerker zu Gruppen zusammen, bekommen Schulungen und Fortbildungen in ihrem jeweiligen Gewerke, lernen Buchhaltung und die Vermarktung ihrer Produkte.

Mit Ralph, der seit über 20 Jahren in verschiedenen afrikanischen Ländern in der Entwicklungshilfe arbeitet, haben wir zwei seiner Handwerksprojekte besucht. Der Weg dorthin war im wahrsten Sinne des Wortes steinig und hart. Die Region, in der die Projekte liegen, ist für Autos schwer zugänglich. Mit dem Geländewagen ging es von Gisenyi aus 70 Kilometer nach Süden Richtung Kibuye. Für die „nur“ 140 Kilometer hin und zurück haben wir mehr als fünf Stunden Fahrzeit gebraucht.

Die „Straße“ ist ein knallharter Feldweg, der sich in Serpentinauf- und ab durch die Hügel östlich des Kivu-Sees zieht. Im Weg eingebrockt und eingebrannt von Regen und Sonne sind spitze Steine, die dem Insassen eines Autos ständig das Gefühl vermitteln, er reite gerade auf einem Waschbrett. Liebe deutsche Autohersteller: Wenn Ihr eine Rüttelstrecke für Testfahrten sucht, dann versucht es einmal mit der Straße von Gisenyi nach Kibuye in Ruanda! Sehr schön gelegen und garantiert ein unvergesslicher Härtetest für Material und Fahrer! Ich für meinen Teil hatte zumindest am Abend Nackenschmerzen von all der Schüttelei... Zur Entschädigung eröffnen sich dem Reisenden von Zeit zu Zeit grandiose Ausblicke auf den Kivu-See. Zumindest die Landschaft ist wunderschön.

Aber zurück zu den Projekten von Ralph: Nach endloser Fahrt erreichten wir zunächst ein kleines Handwerkszentrum. Dort stellen Frauen traditionelle Körbe und andere Dinge her. Nebenan arbeiten Männer in einer Schreinerei. Sie bauen Schulbänke für die Schulen der Region. Außerdem gibt es noch eine „Apotheke“, in der traditionelle Medizin zum Beispiel gegen Gastritis oder Amöbenruhr verkauft wird. (Ich hatte bereits einmal in Kigali die Möglichkeit, in einen solchen Kanister mit Flüssigkeit hineinzuriechen. Der Gedanke, dieses Zeug zu trinken, kommt mir seitdem völlig abwegig vor. Es riecht wie eine Mischung aus Kläranlage und Sickergrube... Aber Ralph sagt, dass es tatsächlich hilft.)

Allen drei Gewerken hat Ralph unter die Arme gegriffen. Früher dienten diese Beschäftigungen den Menschen höchstens zum Nebenerwerb. Jetzt – unter professioneller Anleitung – leben die Menschen von ihrer Kunst. Bei unserer Ankunft empfingen uns die Frauen mit spontanem Tanz und Gesang. Ralph ist hier ein gern gesehener Gast – auch wenn er das in seiner Bescheidenheit nie zugeben würde. Die Menschen hier haben ihm viel zu verdanken, und sie zeigen ihm ihre Dankbarkeit.

Wir haben uns also eine Weile angesehen, wie die Frauen die Körbe herstellen und haben danach die Schreinerei besichtigt. Vor einiger Zeit hat das Hilfsprojekt die Werkstatt elektrifiziert, damit die Schreiner mit Ma-

schinen arbeiten können. Seitdem gibt es hier elektrische Kreissägen, Elektrohobel und Trennschleifer. Das ist einerseits gut für die Produktivität, die Menschen und deren Einkommen. Andererseits konnte man anhand dieses einen Beispiels auch ganz unmittelbar die Kehrseite eines wirtschaftlichen Aufschwungs beobachten: Die Schreinerei produziert jetzt ganze LKW-Ladungen voller Schulbänke, und das Holz dafür wird praktisch ausschließlich vor Ort geschlagen. Der in Ruanda ohnehin knappe Rohstoff – die Mehrheit der Ruander benutzt Holz und Holzkohle zum Kochen – wird durch so eine „Wirtschaftsentwicklung“ noch knapper.

Damit das niemand falsch versteht: Ich möchte mit diesem Beispiel nicht gegen Entwicklungshilfe im Allgemeinen und dieses Projekt im Speziellen anschreiben. Es zeigt allerdings das Dilemma, das so eine Wirtschaftsförderung mit sich bringt: Sobald Entwicklungshilfe erfolgreich ist, bedeutet das praktisch automatisch, dass die Menschen die Ressourcen ihrer Umwelt ausbeuten. Ein aus meiner Sicht unvermeidbarer „Fehler“, den die Menschen in Europa bereits vor 100 Jahren während der Industrialisierung machten, und den die Schwellen- und Entwicklungsländer heute ein zweites Mal begehen.

Doch wie können aufstrebende Gesellschaften – getrieben vom Bevölkerungsdruck – es schaffen, ein Gleichgewicht zwischen Ressourcenökonomie und wirtschaftlichem Aufschwung herzustellen? Aus meiner Sicht eine unlösbare Aufgabe. Sobald eine Gesellschaft industrialisiert ist, lebt sie schlicht und ergreifend über ihre Verhältnisse und verbraucht mehr Rohstoffe, als die Natur liefern kann. Hier in Ruanda kann man das im Kleinen sehen. Der einst flächendeckende Regenwald ist hier heute praktisch – abgesehen von zwei Nationalparks – verschwunden.

Eine weitere Autostunde weiter südlich haben wir schließlich noch eine Schneiderei besucht, die Ralph mit aufgebaut hat. Die Maßnahmen sind vergleichsweise einfach aber wirkungsvoll: Man verkauft den Näherinnen günstig auf Raten Nähmaschinen und steckt sie zum Beispiel in eine Schulung, in der sie die Herstellung von Brautkleidern lernen. Die sind in Ruanda (genau wie in Deutschland) sehr teuer. Deshalb können sich viele Menschen kein eigenes Brautkleid leisten. Die Marktlücke: Die Frauen vermieten jetzt die Brautkleider, die sie nähen. Außerdem schneiden sie natürlich auch noch alle sonstigen Kleidungsstücke, die die Bevölkerung der Umgebung so braucht.

Mit herrlichem Blick auf den Kivu-See haben wir danach am Nachmittag in einem Restaurant hoch in den Hügeln gegessen und uns später auf den langen Rückweg zunächst nach Gisenyi und dann weiter nach Kinyigi gemacht, das wir erst spät in der Nacht erreicht haben. Dort – ganz im Nordwesten des Landes – steht nämlich der inoffizielle Höhepunkt meiner Ruanda-Rundreise an: die letzten freilebenden Berggorillas, die hoch oben

im dichten Regenwald zwischen den Vulkanen des Nationalparks leben. Ich werde sie besuchen!

### 13.2 Gorillas im Sonnenschein

Seit mindestens einer Minute starrt mich der Silberrücken an, ohne zu blinzeln. Das Gorillamännchen ist der Chef der Gruppe. 200 Kilo Muskeln. Und das hier ist sein Regenwald, und er weiß es. Seine beiden dunkelbraunen Augen nageln mir meine zwei kleinen Menschengenossen an den Hinterkopf. Ich weiß schon seit längerem nicht mehr, wohin ich gucken soll. Der Riesengorilla sitzt etwa drei Meter von mir entfernt und alles an seiner Körpersprache sagt: Wenn ich jetzt einen Schritt nach vorne mache, dann machst Du zehn nach hinten. Aber er bleibt einfach sitzen. Er weiß einfach, dass er gewinnt und verzichtet auf die letzte Kraftprobe, die ohnehin keine werden würde. Zu meinem Glück.

Bis zu unserem Zusammentreffen war es ein weiter Weg. Schon um sieben Uhr war Treffpunkt am Park-Office des „Volcano National Park“ ganz im Nordwesten Ruandas, an der Grenze zum Kongo und zu Uganda. Dieser Landesteil ist der gebirgigste und höchstgelegene des Landes. Hier, im grünen Regenwald zwischen den Vulkanen, ganz oben in fast 3.000 Metern Höhe, leben die letzten Berggorillas der Erde. Genau 56 Touristen versammeln sich jeden Morgen in Kinigi, um zu den Gorillas zu wandern. Es ist ein exklusiver Kreis, der sich hier trifft. Die Genehmigung für einen Besuch kostet 500 Dollar. Um es vorweg zu nehmen: Es lohnt sich. Der Besuch bei den Berggorillas ist wahrscheinlich eine der faszinierendsten Naturerfahrungen, die man machen kann. So faszinierend, dass sogar Suchtgefahr besteht: Eine amerikanische Touristin feiert an diesem Morgen ein kleines Jubiläum: Ihren 60. Gorilla-Treck. Ja genau, 60 mal 500 sind 30.000 Dollar. Die Reisekosten von den USA nach Ruanda lassen wir mal komplett unerwähnt. Geld spielt bei der Dame wohl keine Rolle.

Nur noch etwa 790 Berggorillas gibt es, die in mehreren Gruppen hier im Dreiländereck im Regenwald leben. Fünf Familienverbände sind habituiert, also an Menschen gewöhnt. Sie dulden Touristenbesuche und retten damit ihr eigenes Leben und das ihrer Artgenossen. Denn mit den etwa 10 Millionen Dollar Eintrittsgeldern pro Jahr sichert Ruanda den Erhalt des Nationalparks.

Noch am Büro der Parkverwaltung werden die Besucher in fünf Gruppen eingeteilt. Jede besucht eine andere Gorillafamilie. Körperliche Gesundheit ist nicht nur wegen des anstrengenden Aufstiegs Pflicht sondern auch, um die Tiere zu schützen: Ein Tourist mit Grippe kann eine ganze Gorillasippe

ausrotten, denn die Tiere haben keine Immunabwehr gegen die Krankheiten der menschlichen Besucher.

Ich habe Glück an diesem Morgen: Irgendwie besteht meine Gruppe nach der Aufteilung aus genau drei Personen. Wir werden eine kleinere Gorilla-Familie besuchen, einen Verband von 13 Tieren. Vom Parkbüro aus geht es mit dem Geländewagen zunächst 40 Minuten über eine extreme Rumpelpiste bergauf in Richtung Fuß der Vulkane, durch mehrere Dörfer hindurch. In einer der letzten Siedlungen parken wir und beginnen mit dem Aufstieg. Beim Aussteigen gesellt sich zu unserer Vierergruppe aus drei Touristen und Führer noch wortlos ein weiterer Einheimischer, der uns fortan begleiten wird.

Der Führer schlägt ein sportliches Tempo an, wohl auch, um seine Kundenschaft auf den ersten Metern einmal so richtig auszutesten. Es geht steil bergauf durch Felder. Die Menschen hier leben wie fast überall in Ruanda als Selbstversorger-Bauern. Der Boden um die Vulkane ist extrem fruchtbar, überall auf den Feldern stehen Frauen und pflanzen oder ernten Kartoffeln und andere Feldfrüchte. Die Menschen hier sind im Gegensatz zu uns an die Höhe gewöhnt. Als wir nach einer halben Stunde strammen Aufstiegs eine brusthohe Steinmauer erreichen, ist das Touristen-T-Shirt durchgeschwitzt, während unser Führer noch aussieht, als sei er gerade aufgestanden.

Die Steinmauer hier oben in 2.600 Metern Höhe ist nicht einfach eine Mauer. Sie ist die Demarkationslinie in einem seit langem währenden Krieg: An dieser Mauer kämpfen Mensch und Tier um jeweils ihren Lebensraum, den sie zum Überleben benötigen. Der Bevölkerungsdruck in Ruanda ist groß, das Land ist mit 11 Millionen Menschen völlig überbevölkert. Auch wenn die Böden fruchtbar sind, können sie so viele Menschen nicht ernähren. Also drängen sie immer weiter in unerschlossene Gebiete, von denen es mittlerweile aber nur noch drei gibt, die allesamt zu Nationalparks erklärt wurden. Manchmal hilft allerdings sogar das nichts: Als nach dem Völkermord vor 16 Jahren die Flüchtlinge aus Uganda nach Ruanda zurückkehrten, brauchten sie Lebensraum. Daraufhin wurde der Akagera-Nationalpark im Osten des Landes in seiner Größe halbiert. Seitdem leben dort Menschen in der ehemaligen Savannenlandschaft und zerstören mit ihrem Ackerbau, der Erosion verursacht, die Böden, auf und von denen sie leben.

Die 74 Kilometer lange Mauer hier oben im Vulkan-Nationalpark hindert offiziell die Büffel im Park daran, nachts die Felder der Bauern leerzufressen. De facto hindert sie aber auch die Bauern daran, ihre Felder weiter in den Park zu treiben. Bis an die Mauer ist das Land bereits kultiviert, keine hundert Meter von der „Grenze“ entfernt können wir Holzfäller bei ihrer Arbeit beobachten. Sie schlagen Bäume und verarbeiten die Stämme direkt vor Ort mit langen Blattsägen zu Brettern. Eine extrem harte Arbeit, die man

in Deutschland in der Form wohl nicht einmal mehr in Freilichtmuseen findet. Die Holzfäller sind ein gutes Beispiel für das Dilemma, in dem Ruanda steckt: Die Menschen brauchen Möbel und Feuerholz. Sie müssen überleben. Und jeder wirtschaftliche Aufschwung, jedes sinnvolle Gesundheitsprogramm, das den Menschen zu einem besseren Leben verhilft, führt nur zu einem: Die Menschen beuten die Ressourcen ihres Landes noch mehr aus und entnehmen der Natur mehr, als diese liefern kann. In Europa machen wir uns darüber keine Gedanken. Auch wir leben über unsere Verhältnisse und über unsere Ressourcen. Aber wir bemerken es nicht, weil wir es auf Kosten der dritten Welt tun. Hier, in einer unglaublich schönen Bergumgebung, kann man sich jedoch in natura und im kleinen ansehen, wie die Konsumgesellschaft den Planeten zerstört.

Durch eine kleine Lücke im Steinwall betreten wir also das letzte Refugium der Berggorillas, das ihnen die Menschen in ihrem Expansionsdrang gelassen haben: die Reste des ruandischen Regenwaldes. Hier wartet schon eine weitere Führerin auf uns, die bereits den ganzen Morgen „unserer“ Gorillagruppe gefolgt ist. Die Sonne und Hitze auf den Feldern weicht dem Schatten und der Kühle des Bambuswäldchens, das wir eine Zeit lang durchwandern. Weiter bergwärts weicht der Bambuswald mannshohem, dichtem Buschwald. Eine Stunde geht es steil bergauf durch knöcheltiefen Schlamm. Nach ein paar Minuten sehen wir aus wie Erdferkel. Die Luftfeuchtigkeit tut ihr Übriges. Man schwitzt, die Lunge pfeift von der dünnen Luft, die Beine brennen von den Dornenbüschen und den Nesselpflanzen, die trotz langer Hose ihren Weg auf die Haut finden. „Irgendwo hier oben müssen die blöden Viecher doch endlich sein“, denke ich mir gerade, als sich unsere Führerin auf dem Pfad die Machete anreichen lässt. Ab jetzt geht es nicht mehr auf einem Weg durch knöcheltiefen Schlamm, ab jetzt geht es durch den Dschungel. Und zwar in direkter Linie. Wir erklettern steile, rutschige Abhänge auf allen Vieren, tauchen unter umgestürzten Bäumen hindurch und versuchen, mit den unbedeckten Händen und Armen möglichst wenige Nesseln zu erwischen.

Nach einer halben Stunde Plackerei tauchen aus dem konturlosen Grün um uns herum zwei Tracker auf. Ich habe keine Ahnung, wie wir die hier gefunden haben! Die Tracker begleiten die Gorillas den ganzen Tag. Sie sorgen dafür, dass die Gruppen an den Menschen gewöhnt bleiben und schützen sie gleichzeitig vor Wilderern. Das ist leider bitter nötig. Vor einigen Jahren gab es den Versuch, eines der Gorillababys zu entführen. Für so ein Tier hätten die Entführer Unsummen bekommen. Doch so eine Entführung ist lebensgefährlich, für die Menschen und für die Gorillas. Denn eine Gruppe verteidigt ihre Jungen bis in den Tod. An ein Baby kommt man nur, wenn man die Mutter erschießt. Und die wehrt sich natürlich, mit Unterstützung ihres

200-Kilo schweren Alpha-Männchens. Und das macht aus einem Wilderer mit einem Handgriff Kleinholz.

Hat man also die Tracker erreicht, ist man schon ganz nah dran. Wir deponieren unsere Rucksäcke im dichten Unterholz und folgen dem Tracker etwa 50 Meter um einen Baum herum. Und plötzlich sitzt da ein Gorilla! Ich brauche einige Sekunden, bis ich die Situation begriffen habe. Denn von den sieben Metern Sicherheitsabstand, von dem noch am Morgen die Rede war, ist gerade nichts mehr übrig. Das Tier hockt seelenruhig etwa zwei bis drei Meter entfernt im Busch und kaut an einem Ast. Ein paar Meter weiter sitzen die anderen Tiere der Gruppe. Von den Tieren ist nichts zu hören außer ein gelegentliches tiefes Brummen, das sie ausstoßen, um sich in dem unübersichtlichen Gelände ihre Standorte mitzuteilen. Der Tracker marschiert zielstrebig an dem einzelnen Berggorilla vorbei auf die Gruppe zu: Der Silberrücken, weitere Männchen, Mütter mit Babys. Mittenrein. Auf einmal stehen wir inmitten der Gruppe! Um uns herum „tobt“ das normale Berggorillaleben. Die Tiere strahlen eine unglaubliche Ruhe und Gelassenheit aus. Ganz bedächtig ziehen sie sich Äste heran, um sie abzufressen, beobachten uns genau wie wir sie und geben mit jeder Bewegung zu erkennen, dass sie überhaupt keine Angst haben. Man kann sich ihnen bis auf etwa zwei Meter nähern. Sie lassen sich fotografieren, die Babys spielen völlig unbeeindruckt zwischen den Büschen. Ich hatte ja mit allem gerechnet, aber damit nicht! Der Buschwald ist so dicht, dass man nie die ganze Gruppe sieht, immer nur fünf bis sechs Tiere auf einmal.

Mehrmals wechseln sie den Standort, stehen auf, tapfen lautlos ein paar Meter weiter und setzen sich erneut, um weiterzufressen. Wir folgen ihnen auf ihren schmalen ausgetretenen Trampelpfaden. Zweimal müssen wir uns schnell in die Büsche schlagen, weil von hinten ein Nachzügler wieder zur Gruppe aufschließt. Dann schaukelt lautlos ein hüfthoher Gorilla auf allen Vieren so nah an einem vorbei, dass man nur den Arm ausstrecken muss, um ihn zu berühren! Respektvoll machen wir den Gorillas Platz. Obwohl die Tiere unglaublich friedlich sind, wäre jede Art von Kraftprobe sinnlos. Die Berggorillas sind massige Tiere, die ein Vielfaches der menschlichen Körperkräfte besitzen. Und es ist ihr Revier, wir sind hier zu Gast.

Schließlich taucht auch noch der Hausherr auf, besagter Silberrücken, der die Besucher des Tages dann einmal selbst unter die Lupe nimmt. Er ist schließlich für die Sicherheit seiner Familie verantwortlich. Obwohl er offenbar ein großes Vertrauensverhältnis zu den Trackern besitzt, die jeden Tag neue Besucher bringen, will er die Lage doch selbst beurteilen. Also lässt er uns auf wenige Meter herankommen und fixiert uns. Er ist im Sitzen fast so groß wie ein stehender Mensch. Das Gesicht völlig unbeweglich starrt er mich an. Ich werde immer kleiner und versuche mich hinter dem

Rücken des Trackers zu verstecken. Eines ist klar: Dieser Blick wird mich heute Nacht verfolgen. Und vergessen werde ich ihn bis an mein Lebensende nicht! Eine unglaubliche Erfahrung.

#### **14. Danksagungen**

Nicht nur die Gorillas waren eine unglaubliche Erfahrung, eigentlich war es die ganze Reise. Ich möchte mich ganz herzlich bei der Heinz-Kühn-Stiftung für die Gelegenheit bedanken, die sie mir gegeben hat! Danke!

Danke an alle, die mich mit Rat, Informationen, Tipps und Auskünften bei meiner Reise und den Vorbereitungen dazu unterstützt haben. Danke! Diese unglaublichen sechs Wochen wären ganz besonders ohne diese drei Menschen unmöglich gewesen, die ich besonders hervorheben möchte:

Danke Ute! Ute Maria Kilian ist die gute Seele der Heinz-Kühn-Stiftung. Sie liebt ihre Stipendiaten und umsortiert gerade die ausländischen, die nach Deutschland kommen, wie – darf man es sagen? – eine Mutter. Auch mich hat Ute unter ihre Fittiche genommen, mir im Vorfeld viele Tipps für Ruanda gegeben. So ist Ute für mich und wahrscheinlich auch für viele andere Stipendiaten von der „Stiftungsfrau“ zur Freundin geworden. Ute, ich schätze sehr Deine offene, vorurteilsfreie und fröhliche Art! Vielen Dank für Deine Hilfe!

Danke Ralph! Ralph Matschinsky arbeitete bis März 2011 in der Entwicklungshilfe in Ruanda. Durch seine jahrzehntelange Afrikaerfahrung hat er mir viele große Tendenzen des schwarzen Kontinents klar gemacht und mir im Kleinen die ganz praktische Arbeit als Entwicklungshelfer direkt vor Ort gezeigt. Außerdem hat Ralph mir viele Türen in Ruanda durch seine zahllosen Kontakte geöffnet.

Danke Domy! Dominique Serrani war 2010 als Stipendiat der Heinz-Kühn-Stiftung in Deutschland und lebt jetzt wieder in Kigali. Sein offenes Haus war für mich vom ersten Tag an Hafen und Homepage. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt. Domy lebt Völkerverständigung, sein Haus ist Anlaufpunkt für zahllose Menschen aus der ganzen Welt. Und Domy ist der Mittelpunkt, die gute Seele, die alles zusammenhält. Seine warmherzige offene Art und seine große Hilfsbereitschaft haben mir gerade in den ersten Tagen sehr geholfen, mich in einem vollkommen neuen Land einzufinden.